»Wie viel Ihnen noch fehlt, um ein Mann »zu ſeyn, wiſſen Sie ſelbſt nicht; aber es »wird Ihnen nicht immer verborgen bleiben. »Auf das beſtimmteſte weiß ich, daß Sie nach »wenigen Jahren die Vormundſchaft ſegnen »werden, die man an Ihnen ausgeübt hat.«

»Wir kamen in Florenz an. Francesco machte mich aufmerkſam auf die geiſtige Ähnlichkeit dieſer Hauptſtadt des toscaniſchen Gebiets mit der Hauptſtadt des Kirchenſtaats. »Ganz Italien,« ſagte er einmal, »hat ſeine Form durch die chriſtliche Religion erhalten, und es läßt ſich ſchwerlich die Zeit berechnen, wo dieſe Form zerbrochen werden wird. Es gab einen Zeitpunkt, wo ſich ein ganz anderer geſellſchaftlicher Zuſtand hätte bilden können; aber dieſer Zeitpunkt iſt unbenutzt geblieben, weil es an einem entſchloſſenen Mann fehlte, der in Cäſar Borgia's Fußtapfen getreten wäre. Sie erſtaunen, indem ich dieſen Namen mit Achtung nenne? Ich ehre in Cäſar Borgia die Kraft, womit er einen großen Plan entwarf und in Ausübung ſetzte; das Übrige geht mich nichts an. Seiner Idee nach ſollten dieſe kleinen Italiäniſchen Staaten in einen großen Staat

zuſammengeſchmolzen werden, der ſich durch ſeine eigene Maſſe halten könnte. Dieſe Idee zur Wirklichkeit zu erheben, wurde er Eroberer. Es iſt wahr, daß er mit verabſcheuungswürdiger Liſt zu Werke ging; aber dies beweiſet nur, daß ſeine Macht gering war; denn die Liſt iſt nichts anders, als die Ergänzung der Macht. Hätte ſein Vater, wie der florentiniſche Sekretär ſehr richtig bemerkt, nur noch wenige Jahre gelebt, ſo würde die Nachwelt ganz anders über ihn geurtheilt haben, als ſie jetzt urtheilt. Die Folge ſeines Erweiterungstriebes konnte keine andere ſeyn, als daß zuletzt der ganze Kirchenſtaat mit den übrigen Staaten in den Wirbel einer großen Monarchie gezogen wurde; und von dem Augenblick an, wo dies geſchah, war die Geſtalt der ganzen Erde verändert. Der ſchnöde Betrug, wodurch das menſchliche Geſchlecht gefangen gehalten wird, wäre verſchwunden, und eine ganz neue Entwickelung an die Stelle derjenigen getreten, welche wir jetzt erblicken und verachten müſſen.«

»Ich betrachtete Francesco'n von oben bis unten, indem er dies ſagte; er verſtand meinen Blick, und antwortete mir lächelnd: »Sie

glauben doch nicht, daß mich der Aufenthalt in den Kerkern der Inquiſizion von meiner Freigeiſterei geheilt hat? Wenn irgend etwas im Stande iſt, die Freigeiſterei zu predigen, ſo ſind es gerade dieſe Kerker. Wäre es Wahrheit, was die Kirche verkündigt, ſo bedürfte es ſolcher Anſtalten nicht; denn was Wahrheit genannt werden kann, empfiehlt ſich ganz von ſelbſt, und braucht nicht durch die Furcht aufgedrungen zu werden. Da es Lüge iſt, ſo findet es Widerſpruch, und weil dieſer Widerſpruch mit gewiſſen zeitlichen Vortheilen in Verbindung ſteht, die man nicht gern fahren laſſen möchte, ſo ſucht man ihn zu vernichten. Unſeliger Kampf, der ſich erhoben hat! Die Menſchheit dehnt die Fittige aus, um ſich zu den Regionen der Wahrheit aufzuſchwingen, und man thut alles, dieſe Fittige zu lähmen. Die Folge davon iſt, daß die europäiſche Welt mit Blut überſtrömt wird, ohne daß die Keime vernichtet werden, die ihrer Entwickelung nahe ſind; denn ſo oft es zwiſchen dem Guten und dem Böſen zu einem Kampf kommt, bleibt der Sieg dem erſteren. «

»Francesco war, wie Sie ſehen, ein ſehr eifriger Vertheidiger der Reformation. Die Gewalt, die er ſich in Rom angethan hatte, um den Bannſtrahlen der Kirche zu entgehen, ſchien ihm außerhalb der Ringmauern der Hauptſtadt des Kirchenſtaats ſehr überflüßig. Nicht blos gegen mich, ſondern auch gegen alle, von welchen er vorausſetzen konnte, daß ſie ihn verſtänden, entſchüttete er ſich ſeines Eifers. Dies hatte die Folge, daß wir in Italien an keinem Ort länger als einige Wochen verweilen konnten, wenn unſere Freiheit geſichert bleiben ſollte. In Mailand erfolgten mehrere unangenehme Auftritte, welche gefährlich werden konnten; ſie wurden es nicht, weil in ganz Italien der Eifer für die Kirche im Grunde lau iſt, indem jeder Italiäner ſich das Recht vorbehält, auf den Pabſt zu ſchimpfen. Sobald wir die Alpen überſtiegen hatten und in Frankreich angekommen waren, veränderten ſich die Verhältniſſe; Francesco hätte bedenken ſollen, daß die Entfernung den Götzen zum Gott macht. Aber indem ſein Feuereifer keine kaltblütige Überlegung geſtattete, ging er ſeinem Schickſal unaufhaltſam entgegen.

»Wir befanden uns zu Lyon in dem Hauſe eines gewiſſen Larive, wo wir mit dem vollſten Maaß derjenigen Freundſchaft überſchüttet wurden, welche Franzoſen für begüterte Reiſende zu haben pflegen. Unſer Wirth gehörte zu denjenigen, die, ohne irgend eine Parthey zu ergreifen, ſich in einer gewiſſen Schwebe zu erhalten ſtreben, um ihres Vortheils jeden Augenblick gewiß zu ſeyn. Nicht ſo ſeine Gattin. Da Religioſität für Weiber ein weit ſtärkeres Bedürfniß iſt, als für Männer, ſo war ſie eine entſchloſſene Katholikin; und eine geheime Verbindung, worin ſie mit einem katholiſchen Geiſtlichen ſtand, trug, vermöge der davon unzertrennlichen Immoralität, gewiß nicht wenig zur Vermehrung ihres Eifers bei. Francesco hatte kaum angefangen, ſeine Freigeiſterei an den Tag zu legen, als man ſichtbar darüber erſtaunte, daß ein italiäniſcher Geiſtlicher ſich ſo ſehr verirren könnte. Mir ahnete gleich Anfangs nichts Gutes, und dringend bat ich meinen Führer, auf ſeiner Hut zu ſeyn; allein, es ſey nun, daß er meine Bedenklichkeiten übertrieben fand, oder daß es ihm unmöglich geworden war, dem, was er ſeine Wahrheit nannte, zu entſagen, ge-

nug, er fuhr auf das unbeſonnenſte fort, römiſche Skandale zu erzählen, und auf ihren innigen Zuſammenhang mit der Religioſität aufmerkſam zu machen Die Kälte unſeres Wirths wurde mit jedem Tage ſichtbarer. Die Gattin deſſelben fing an, ſich gänzlich von uns zurückzuziehen. Wir erhielten mehrere Winke, wodurch man uns zu verſtehen gab, daß wir wohl daran thun würden, uns ſobald als möglich zu entfernen. Wirklich dachten wir auf unſere Abreiſe, als Francesco das Opfer ſeiner Unbeſonnenheit und des Fanatismus der katholiſchen Prieſter wurde.

» Die näheren Umſtände ſeiner Ermordung hab' ich nie erfahren; aber an eben dem Tage, wo wir abreiſen wollten, wurde ich des Morgens um ſechs Uhr durch einen Lärmen geweckt, der vor meinem Fenſter gemacht wurde, und als ich hinaus ſchaute, die Urſache deſſelben zu erfahren, fand ich eine Schaar von Lyoneſern um den Leichnam meines Freundes und Führers verſammlet, der durch zehn Dolchſtiche zu Boden geſtreckt da lag. Die Angſt, die ich über ſein Ausbleiben gelitten hatte, war jetzt zu Ende. Ich eilte vor die Thüre. Meine Thränen floſſen reichlich auf ſeine offenen Wunden hin.

Das Gefühl der Rache meldete ſich in mir; aber kaum hatte ich Larive gebeten, mir die Wege anzuzeigen, die ich einſchlagen müßte, um die Mörder meines Freundes zur Rechenſchaft zu ziehen, als dieſer die Schultern zog und mir bald darauf zu verſtehen gab, daß ich beſſer daran thun würde, zu ſchweigen, und ein Unglück, welches nicht ungeſchehen gemacht werden könnte, gelaſſen zu ertragen. »Sie ſind ein Fremdling,« fügte er hinzu, »und die Zeiten, in welchen wir leben, ſind nicht für die Ausübung einer ſkrupulöſen Gerechtigkeit gemacht. Bedenken Sie nur ſelbſt, in welche Weitläufigkeiten Sie ſich verſtricken würden, wenn Sie einen Prozeß einleiten wollten, für welchen das eigentliche Objekt noch erſt gefunden werden ſoll; bedenken Sie vor allen Dingen, wie viel für Ihre eigene Sicherheit davon abhängt, daß Sie dies Objekt nie finden.«

»Was Larive ſagte, war nur allzu gegründet. Ich begnügte mich alſo mit der bloßen Anzeige des verübten Mordes, und reiſete unmittelbar darauf von Lyon ab, um mich nach Paris zu begeben. Je näher ich aber der Hauptſtadt Frankreichs kam, deſto auffal-

lender wurden die Symptome der Partheywuth, wovon alle Franzoſen in dem gegenwärtigen Augenblick beſeelt ſind. In der Hauptſtadt ſelbſt ſtehen die Gegner ſchlagbereit einander gegenüber. Von der einen Seite will man gewinnen, von der anderen nicht verlieren. Nichts iſt im Stande dies Chaos von Intereſſen zu ordnen. Die Regierung möchte ein groſſes Unglück verhüten; allein es fehlt ihr dazu an Macht. Noch iſt das Schlimmſte nicht geſchehen; allein es leuchtet allen Einſichtsvolleren ein, daß es nicht lange mehr verhindert werden kann, weil, bei dem gänzlichen Abgang einer vermittelnden Macht, die eine der beiden Partheien für immer obſiegen muß. Unſtreitig wird auch dieſer Kampf durch die gröſſere Maſſe entſchieden werden; dann aber kann es auch nicht fehlen, daß ſie ſich zerſtörend über die Gegner hinwälzet und von dieſen nichts weiter übrig läßt, als den Namen. Die Erbitterung wird dabei immer nur eine untergeordnete Rolle ſpielen. Der Leichtſinn iſt der Fahnenträger der Franzoſen; aber gerade deshalb ſind ſie um ſo grauſamer.

»Von meinen Privatſchickſalen in der Haupt-

ſtadt Frankreichs ſag' ich Ihnen nur, daß ſie von keiner Bedeutung waren. Ich verließ Paris nach einem Aufenthalt von anderthalb Jahren, um mich durch die Franche-Comté nach der Schweiz zu begeben. Mit dem Anfang des vorjährigen Frühlings kam ich in Genf an. Mein Verweilen in dieſer Ketzerſtadt hat den Verdacht erregt, daß ich, von der Ketzerei angeſteckt, hierher zurückgekommen ſey. Es iſt wahr, ich habe die Calviniſten in der Nähe beobachtet, und, ſo wie ich ſie kennen gelernt habe, kann ich ihnen meine Achtung nicht verſagen; allein wenn von ihren Dogmen die Rede iſt, ſo muß ich durchaus verneinen, daß man mich zu einem Proſelyten gemacht hat. In meinen Augen iſt das, was die reformirte Kirche als ihr Eigenthum aufſtellt, nur ein Minimum von Wahrheit, wodurch ich nie bethört werden kann. Genau genommen hat es ſeine ganze Conſiſtenz nur durch den Gegenſatz. Gäbe es keine katholiſche Kirche, ſo gäbe es auch keine reformirte. Die letztere hat keinen anderen Werth, als den, daß ſie eine Feindin der erſteren iſt. Verſchwände alſo die erſtere, ſo würde die letztere von ſelbſt zuſammenſtürzen. Das Un-

glück der Welt beſteht darin, daß es überhaupt eine Kirche giebt; denn ſo lange es eine giebt, wird ſie ihr Intereſſe immer von dem des Staates abſondern, und diejenige Einheit, ohne welche eine große Kraft undenkbar iſt, verhindern. Hiervon haben ſehr Wenige einen deutlichen Begriff; aber er wird ſich ſchon mit der Zeit einfinden. Das Weſen der proteſtantiſchen Kirche iſt ganz dazu gemacht, ihn hervorzurufen; denn indem dies Weſen recht eigentlich darin beſteht, daß ſie einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt enthält, (in ſofern nämlich eine proteſtantiſche Kirche gerade dadurch, daß ſie proteſtantiſch iſt, aufhört, Kirche zu ſeyn); ſo kann es nicht fehlen, daß, im Verlauf der Zeit, nach den allermannichfaltigſten Verwandelungen aus der proteſtantiſchen Kirche ein Inſtitut wird, durch welches der Staat ſeine Bürger über die Verhältniſſe belehrt, worin ſie unter einander ſtehen, ohne daß noch länger von einer Kirche, als Gegenſatz des Staats, die Rede iſt; und dann iſt die Epoche gekommen, wo man ſich darüber wundern wird, daß es jemals ſolche Verirrungen geben konnte, als die gegenwärtigen. Der Proteſtantismus ſelbſt aber wird

durch die Bedürfnisse aller derjenigen Länder gehalten, von welchen er ausgegangen ist; und obgleich diese Länder in Vergleichung mit den beiden großen Monarchien, welche die römische Kirche in ihren Schutz genommen haben, nur sehr unbedeutend sind, so ist doch mit Gewißheit zu erwarten, daß sie es nicht immer bleiben werden, und daß der von ihnen ausgehende Geist sich nach und nach dem ganzen übrigen Europa mittheilen wird; was wiederum nicht geschehen kann, ohne die Kraft des Aberglaubens zu schwächen, und so den Mittelpunkt aller Religion zu zerstören.

»Sie sehen, daß ich mit solchen Ansichten sehr wenig geeignet war, ein Conspirator zu werden. In der That, ich mußte nach Rom zurückkommen und so behandelt werden, wie ich behandelt worden bin, um in eine Verschwörung gegen das Leben Pius des Vierten einzugehen. Gleich bei meinem ersten Zurücktritt in meine früheren Verhältnisse war es mir in den Tod zuwider, überall auf Spione zu stoßen. Meine Erbitterung wurde aber nicht wenig dadurch vermehrt, daß der Pabst, nach dem vor einigen Monaten erfolgten

Tode meines Vaters, meiner Mutter mehr als die Hälfte ihres Vermögens raubte. Mit meinem Groll im Herzen ſtieß ich allenthalben auf Misvergnügte, denen es nur an einem Anführer fehlte. Ich gab mich dazu her. Alles, was ich jemals über das Verhältniß der Kirche zu dem Staat gedacht hatte, trat in meine Seele zurück. Meinem Entwurfe nach ſollte dies Verhältniß einmal für allemal aufhören, und ich glaubte mir die ganze Welt dadurch zu verbinden, daß ich ihr einen Stützpunkt nahm, an welchen ſie ſich jetzt nicht mehr lehnen kann, ohne mit ſich ſelbſt in Kampf zu gerathen. Meinen Mitverſchwornen durfte ich hiervon nichts ſagen, weil ſie es nicht begriffen haben würden. Ich begnügte mich alſo, ihnen diejenigen Beweggründe zu geben, welche für ſie vorhanden waren. Die Mittel waren ſo gut gewählt, daß ein Zeitraum von zwei Tagen hinreichend war, den ganzen Kirchenſtaat umzukehren. Während ich den Pabſt ermordete, ſollten meine Mitverſchwornen das Conclave vernichten, und unmittelbar darauf im Verein mit dem Pöbel die Klöſter ſtürmen, die Mönche verjagen, oder ermorden, und ſo den ganzen Kirchen-

ſtaat von den letzten Heſen des Aberglaubens befreien.

»Zeit und Stunde waren verabredet, und mit jedem Augenblick rückte das große Werk ſeiner Zeitigung näher. Durch die feierlichſten Eidſchwüre hatten wir uns gegenſeitig anheiſchig gemacht, einer dem anderen nicht zu entſtehen. Ich dachte alles Ernſtes auf die Ausführung meines Entwurfs; allein es war unmöglich, nicht zugleich an die Folgen dieſer Ausführung zu denken. Was ich unternommen hatte, war ſchon ſo oft vergeblich unternommen worden. Ich erinnerte mich Cola di Rienzo's, welcher, ohne ein Pabſtmörder zu werden, die päbſtliche Macht eine längere Zeit hindurch vernichtete, und doch zuletzt das Opfer ſeiner großen Entwürfe wurde. Warum, fragte ich mich ſelbſt, erreichte Cola ſeinen Endzweck nicht? Waren die Ideen, von welchen er ausging, ſchlechter als die deinigen? Beſteht der Unterſchied zwiſchen ihm und dir nicht einzig darin, daß er einen früheren Zuſtand zurückführen wollte, während du damit umgehſt, einen nie vorhandenen zu ſchaffen? Wenn Cola's Unternehmen ſinnlos

war, iſt das deinige es weniger? Was iſt es denn, wodurch das Pabſtthum überhaupt gehalten wird? Iſt es etwas anderes, als das Bedürfniß, einen Mittelpunkt für den Betrug zu haben? Die Liſt iſt das Surrogat der Macht, und da durchaus nothwendig, wo dieſe noch nicht iſt, was ſie werden kann. Wären Europa's Beherrſcher wirkliche Autocratoren, ſo würden ſie um das Schickſal des päbſtlichen Stuhls ſehr wenig verlegen ſeyn; weil ſie nicht Autocratoren ſind, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu einer metaphyſiſchen Macht, die ſie im übrigen verachten, und die Aufgabe iſt nur, ſie ſo wohlfeilen Kaufs als möglich zu haben. Je nothwendiger ihnen aber dieſe Macht iſt, deſto weniger werden ſie dein Unternehmen billigen; und misbilligen ſie es, was willſt du ihnen entgegenſetzen? Die Römer? So neuerungsſüchtig ſie ſind, ſo wollen ſie doch nicht die Vortheile einbüßen, die das Pabſtthum ihnen gewährt: dieſen Müßiggang, dieſe Schauſpiele aller Art, dieſe bequeme und zugleich reizende Exiſtenz. Sobald ihnen klar wird, was du vorhaſt, werden ſie die erſten ſeyn, die dich zerſchmettern. Du wirſt Cola's Schickſal haben,

ohne auch nur einen Augenblick Cola's Macht genoſſen zu haben.

»Sie begreifen leicht, daß Betrachtungen dieſer Art keine Übereilung mit ſich führten. Mit Genehmigung der übrigen Verſchwornen wurde die Ausführung des Complotts auf einen bequemeren Zeitpunkt verſchoben. Unterdeſſen that ich alles, was in meinen Kräften ſtand, ſie von dem Entwurf abzubringen. Meine Bemühungen aber waren um ſo vergeblicher, weil die meiſten von ihnen nichts weiter im Auge hatten, als die ungeheuren Belohnungen, die ich ihnen verſprochen hatte. Trotziger, als jeder andere, meinte Pellicione: er wolle ſeine Schadloshaltung ſchon finden. Was er gethan hat, wiſſen Sie.

»Dies iſt der wahre Hergang der Sache. Mein Verbrechen beſteht alſo darin, daß ich mich einen Augenblick ſtark genug glaubte, ein Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts zu werden. An dem armen Pius war mir in der That wenig gelegen; denn ſobald ich eingeſehen hatte, daß es unmöglich ſey, den Pabſt überhaupt in ihm zu morden, gab ich mein Vorhaben gelaſſen auf, überzeugt, daß das Weltgeſchick zu Stande bringen wird,

was jeder Einzelne jetzt vergeblich unternehmen würde. Das Schickſal, das mir bevorſteht, betrachte ich als unabtreiblich, weil die Bekenntniſſe, die ich Ihnen ſo eben gemacht habe, von der Art ſind, daß ſie nur bei ſehr Wenigen Eingang finden können.«

Hier ſchwieg Accolti, in Nachdenken verſinkend. Seine Stellung rührte mich, und doch konnte ich das Wort nicht finden, womit ich ihn anreden ſollte. Beim Weggehen wollte ich ihn zur Standhaftigkeit ermahnen; aber kaum hatte ich davon angefangen, als er mich auf folgende Weiſe unterbrach: »Befürchten Sie keine Feigheit. Zwar hab' ich nicht wie Brutus gehandelt, aber ich kann wie Sokrates ſterben.« Und dieſen Ausſpruch rechtfertigte er am folgenden Tage. Wie unbeſchreiblich grauſam ſeine Todesſtrafe auch war, ſo ertrug er ſie doch mit einer unſäglichen Standhaftigkeit. Nachdem man ihn den ganzen Tag gefoltert hatte, um neue Geſtändniſſe zu erhalten, wurde er endlich gegen Abend erdroſſelt. Wenige Augenblicke vorher ſagte er noch lachend: »Man ſollte kaum glauben, daß ein Pius ſo grauſam ſeyn könnte.«

Ich hinterbrachte dem General treulich al-

les, was Benedetto Accolti mir geſagt hatte. Wie ihm dabei zu Muthe war, wag' ich nicht zu beſtimmen. Ohne irgend etwas zu erwiedern, entließ er mich mit dem Befehl, das ſtrengſte Stillſchweigen über den Inhalt meiner Unterredung mit Benedetto'n zu beobachten. Dies that ich, indem ich mich in die Einſamkeit zurückzog und es dem Weltgeſchick überließ, die Aufmerkſamkeit der Römer auf einen anderen Gegenſtand zu richten.

Dieſer blieb nicht lange aus. Den 9ten November deſſelben Jahres (1566) ſtarb Pius der Vierte. Die neue Pabſtwahl beſchäftigte die Gemüther ſo ſehr, als je. Endlich beſtieg der Kardinal Michele Ghislieri, ſonſt auch der Kardinal Aleſſandrino genannt, den geiſtlichen Stuhl, unter dem Namen Pius des Fünften. In ſeinem funfzehnten Jahre in den Dominikaner-Orden aufgenommen, hatte er ſich zu einem tüchtigen Theologen ausgebildet; und nachdem er an mehreren Orten die Geſchäfte eines Inquiſitors mit eben ſo viel Nachdruck als Erfolg verrichtet hatte, war er Biſchof von Nepe und Sutri geworden. Paul der Vierte hatte ihn hierauf im Jahre 1557 zum Kardinal erhoben. Von die-

ſem Augenblick an hatte er allem Ehrgeiz ſcheinbar entſagt, um keinen Feind mehr zu haben, und jetzt erndtete er die Früchte ſeines klugen Betragens. Es war die Parthei des Kardinals Carlo Barromeo, welche ihn auf den päbſtlichen Stuhl führte. Zwar verband ſie ſich dadurch die Römer nicht, welche in Aleſſandrino die Creatur Pius des Vierten und den geweſenen Inquiſitor fürchteten; allein Pius der Fünfte beruhigte ſie ſehr bald, indem er ſich bei jeder Gelegenheit eben ſo klug, als milde, bewies. Eine ſeiner erſten Handlungen war, daß er die Leibgarde abſchaffte, womit ſein Vorgänger ſich umgeben hatte; außerdem aber ſchränkte er ſeinen Hofſtaat noch auf mannichfaltig andere Weiſe ein, und indem er dem Nepotismus ſo auffallend entſagte, gewann er die Mittel, ſich der Armen anzunehmen, und auf der Sittlichkeit der hohen und niederen Geiſtlichkeit beſtehen zu können. Ruhe und Ordnung herrſchten zu Rom nie in einem höheren Grade.

Dieſes und das nächſtfolgende Jahr waren merkwürdig durch die auffallendſten Erſcheinungen. Die Türken kreuzten im hadria-

tiſchen Meere und eroberten die Küſte von Puglia und Abruzzo. Von einer anderen Seite her fielen ſie unter Solimanns des Zweiten Anführung in Ungarn ein, welches ſie trotz dem Beiſtande, welchen Maximilian der Zweite von dem Pabſt und anderen italiäniſchen Fürſten erhielt, beinahe ganz eroberten. Philipp der Zweite begann den Krieg, womit er die Niederlande längſt bedroht hatte; die Einführung der ſpaniſchen Inquiſition war die Veranlaſſung dieſes Krieges, deſſen Führung dem Herzog von Alba überlaſſen wurde, weil Philipp Bedenken trug, Spanien zu verlaſſen, wo die Gährung der Gemüther ſeine Gegenwart nur allzu nothwendig machte. Frankreich war der Tummelplatz eines Bürger-Krieges, in welchem man ſich um religiöſer Meinungen willen mit einer Erbitterung zerfleiſchte, die der Wuth nur allzu nahe verwandt war. In Deutſchland ſtanden die Partheien kampfluſtig einander gegenüber, und nur die Schwäche des Kaiſers verhinderte den Ausbruch eines verheerenden Krieges. Kurz, die ganze europäiſche Welt war aus ihren Fugen geriſſen, und die Verwirrung wuchs mit jedem Tage.

Wie groß der Antheil war, den alles um mich her an dieſen Ereigniſſen nahm, ſo wenig ſtörten ſie mich in meiner philoſophiſchen Ruhe. Feſt ſtand mein Entſchluß, mich nicht mehr und nicht weniger in die Händel der Welt zu miſchen, als mein Orden es mir gebieten werde. Den größten Theil meiner Zeit verlebte ich in der Einſamkeit, weil mir der Umgang läſtig zu werden begann; denn fand ich gleich unter den Römern mehrere kühne Köpfe, ſo traf ich doch auf keinen conſequenten; und dies war es, was mir den Umgang verleidete. Mein Geſchäft hatte alle Reize für mich verloren, ſeitdem ich Italiens Boden betreten hatte; ich wünſchte mich nach Spanien zurück, um in den Stand der Unſchuld zurückzukehren, aus welchem man mich geriſſen hatte, und den ich noch immer theilen zu können glaubte

Ich lag meinen Studien ob, als der General mich gegen alle meine Erwartungen zu ſich rufen ließ, und mir den Auftrag ertheilte, nach Neapel zu reiſen und die Geiſter der dortigen Einwohner in Beziehung auf eine daſelbſt einzuführende Inquiſition zu ſondiren. Er fügte hinzu: »Don Philipp von

Spanien beſtehe darauf, es ſey aber an einer ſolchen Einführung nichts gelegen.« Aus dieſem Zuſatz ſchloß ich ſogleich, daß es blos auf eine Förmlichkeit ankäme, der ſich der Orden nicht entziehen könnte, ohne das Anſehn zu gewinnen, als ſonderte er ſein Intereſſe von dem des Pabſtes ab. Den Auftrag ſelbſt nahm ich bereitwillig an; aber ich war feſt entſchloſſen, Philipp dem Zweiten, bei der Ausübung deſſelben nicht mehr zu dienen, als die Mitglieder meines Ordens es bisher gethan hatten, die, wie ſehr ſie auch von der Nothwendigkeit des römiſchen Cultus für die Ruhe und Sicherheit der Staaten überzeugt ſeyn mochten, dennoch, theils aus Grundſatz, theils um ihrer ganzen Beſtimmung zu entſprechen, immer den heroiſchen Mitteln zur Aufrechthaltung des Catholicismus entgegen gekämpft und dagegen ſolche empfohlen hatten, denen man nicht widerſtehen kann, weil ſie eben ſo unmerklich als zuverläſſig ſind. Ich trat meine Reiſe ſogleich an, und ein kurzer Aufenthalt in Neapel zeigte mir, daß die Einführung der Inquiſition daſelbſt mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden war.

Schon ſeit den früheſten Zeiten hatten die

Neapolitaner der Einführung der Inquiſition widerſtrebt. Die erſten Verſuche hatte Ferdinand der Catholiſche gemacht, um dies Königreich von der Peſt zu heilen, welche die aus Spanien vertriebenen Mauren und Juden durch ihren Unglauben in demſelben verbreitet hatten; allein die Neapolitaner hatten ſich auf ihre mit dem Großfeldherrn Gonzalo de Cordoba geſchloſſenen Verträge berufen, und, weil dieſe ihre Berufung ohne alle Wirkung geblieben war, die von Ferdinand abgeſchickten Inquiſitoren vertrieben *).

Unter Karls des Fünften Regierung wurden die Neapolitaner von neuem mit der Inquiſition bedroht. Während ſeines Aufenthalts in Neapel im Jahre 1536 publicirte dieſer Kaiſer ein Edict, wodurch er alle diejenigen, die ſich der Lutheriſchen Ketzerei verdächtig machen oder mit Ketzern Umgang pflegen würden, zugleich mit dem Verluſt ihrer Güter und ihres Lebens bedrohete. Ohne eine förmliche Inquiſition einzuführen, begnügte er ſich, dem Herzog von Alba, damaligen Vice-König von Neapel, die größte Aufmerk-

*) S. Zurita Annal. de Aragon. l. 5. c. 70.

ſamkeit auf dieſe Angelegenheit zu empfehlen. Der Herzog that unſtreitig was in ſeinen Kräften ſtand; aber ſeine Mittel reichten nicht aus, um jede Anſteckung zu verhindern. Bernardino Occhino, ein Kapuziner aus Siena, erſchütterte zuerſt die Geiſter durch ſeine ketzeriſchen Reden. Das Übel vermehrte ſich, als die Schriften eines gewiſſen Don Juan de Valdes bekannt wurden, und erreichte den höchſten Punkt der Verſchlimmerung, als die Werke des Erasmus und Melanchthon erſchienen. Zwar ließ der Herzog von Alba, um einer allgemeinen Anſteckung zuvorzukommen, alle dieſe Werke öffentlich verbrennen, indem er zugleich verordnete, daß alle ſeit fünf und zwanzig Jahren erſchienenen theologiſchen Schriften nicht eher wieder aufgelegt werden ſollten, als bis ſie von dem Capellano Maggiore von Neapel cenſirt wären; allein beide Maasregeln waren ſehr überflüſſig, nachdem die Köpfe einmal in Gang gebracht waren. Da ſelbſt der Vice-König dieſe Überflüſſigkeit einſah, ſo fragte er bei dem Kaiſer an, ob er wirkſamere Mittel gebrauchen ſollte. Geſchreckt durch die Umwälzung der Dinge, welche das Lutherthum in Deutſchland theils

ſchon bewirkt hatte, theils noch zu bewirken drohete, empfahl der Kaiſer die Einführung der ſpaniſchen Inquiſition, wiewohl durch ſanfte Mittel, weil er wußte, wie leicht die ſtrengen zur Erbitterung führen. Dies paßte ſo ganz zu den Ideen des Vice-Königs.

Da Paul der Dritte, im Einverſtändniß mit dem Kaiſer, um dieſe Zeit das Inquiſitions-Tribunal durch ganz Italien verbreitete, und dieſes Tribunal allenthalben unter der Bedingung angenommen wurde, daß ein förmliches Zeugenverhör bei den Unterſuchungen ſtatt fände und die Confiskation der Güter nicht die Folge der Überführung wäre; ſo verabredete der Vice-König mit dem Kardinal Borgia, einem der römiſchen Inquiſitoren, daß auch nach Neapel ein Commiſſariat mit einem päbſtlichen Breve geſchickt würde, um die Einführung der Inquiſition zu bewerkſtelligen. Commiſſariat und Breve langten an, und der Vice-König gab dem päbſtlichen Breve das Exsequatur regium. Doch aus Furcht vor nachtheiligen Folgen ließ er es weder, der hergebrachten Sitte gemäß, unter Trompetenſchall bekannt machen, noch von den Kanzeln ableſen; und indem er ſich

nach Puzzuoli, ſeinem gewöhnlichen Winter-aufenthalt, zurückzog, begnügte er ſich, durch Domenico Terrazina, ſeinen erſten Miniſter, bekannt zu machen, daß es gar nicht auf Einführung der ſpaniſchen Inquiſition ankäme, ſondern auf eine bloße Befolgung des päbſtlichen Willens, dem ſich weder der Kaiſer noch Er zu widerſetzen befugt wären.

Bedurfte es mehr, als ſolcher Maasregeln, um die alte Oppoſition ins Leben zu rufen? Ganz Neapel gerieth in Aufruhr. Das an der Kathedralkirche angeſchlagene Edikt wurde abgeriſſen und vernichtet, und von allen Seiten erſchallten die lauteſten Äußerungen des Unwillens und Ungehorſams.

Der Vice-König ließ Terrazina und den übrigen Magiſtrat zu ſich rufen, und beſtand auf Beſtrafung des verübten Frevels, ohne ſich auf die Urſachen deſſelben im mindeſten einzulaſſen. Terrazina und ſein Gefolge baten indeſſen um Aufſchub, und der Vice-König bewilligte ihn. Ohne Zeitverluſt wurde eine Verſammlung der Eletti veranſtaltet, und Terrazina bot ſeine ganze Beredſamkeit auf, den Wunſch des Kaiſers in Erfüllung zu sezzen. Allein weit gefehlt, daß er ſeinen End-

zweck erreicht hätte, wurde auf der Stelle eine Deputation an den Vice-König abgeſchickt, die ihn auf das allerdringendſte erſuchen mußte, die Hauptſtadt und das ganze Königreich mit einem ſo verhaßten Tribunal zu verſchonen. Antonio Griſone, ein Edelmann, war der Sprecher dieſer Deputation, und entledigte ſich ſeines Auftrags auf eine ſo geſchickte Weiſe, daß der Vice-König nicht umhin konnte, zu antworten: »Er liebe das Königreich viel zu ſehr, um die Einführung der ſpaniſchen Inquiſition zu geſtatten; aber von dieſer ſey auch nie die Rede geweſen. Beſtände man darauf, ſo ſollte auch die italiäniſche nicht eingeführt werden. Indeſſen wäre es nicht zu leugnen, daß die Freigeiſterei in Neapel täglich mehr überhand nehme, und daß vorzüglich der Pöbel die größten Fortſchritte darin machte. Hiervon unterrichtet, hätte Se. Heiligkeit für die Neapolitaner dieſelbe Maasregel ergriffen, welche in allen übrigen Staaten Italiens bereits durchgeſetzt wäre; und ſeiner beſten Überzeugung nach würde es kein Unglück für das Königreich ſeyn, wenn man in den Gedanken des Pabſtes einginge.« Doch der Argwohn, den die letzten Worte des Vice-

Königs in den Gemüthern der Neapolitaner zurückgelaſſen hatten, wurde nicht wenig durch das Betragen Terrazina's und ſeiner Anhänger vermehrt, welche von dem päbſtlichen Breve als von einer Kleinigkeit ſprachen, die keines Aufhebens werth ſey; und als man bald darauf an dem Thor des erzbiſchöflichen Pallaſtes ein noch beſtimmteres und furchtbareres Edikt angeſchlagen ſah, empörte ſich die ganze Stadt. Die Adelichen ſchlugen ſich um ſo lieber zur Parthei des Volks, weil ſie den Vice-König haßten und die Inquiſition aus guten Gründen noch weit mehr fürchteten, als der ärmere Theil der Einwohner Neapels. Von neuem wurde das angeſchlagene Edikt abgeriſſen, und indem man Terrazina und ſeinen Anhang für Vaterlands-Verräther erklärte, erſchallte von allen Seiten der Aufruf: Zu den Waffen! Zu den Waffen!

Vergeblich erſchien der Vice-König in Neapel, um den Aufruhr zu bändigen; alles, was das Tribunal der Vicaria zur Beſtrafung der Anführer unternahm, ſcheiterte an den Drohungen des Volks. Der Aufruhr ſchwoll noch höher an, als der Vice-König an einem der folgenden Tage ſpaniſches Militair in Caſtel

nuovo legte. Kaum hatte ſich das Militair außerhalb der Graben dieſes Caſtels gezeigt, als das Volk die Waffen ergriff, um ihm entgegenzurücken. Die Spanier drangen indeſſen in die Vorſtadt ein, wo ſie nicht nur plünderten, ſondern auch ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechts mordeten. In Wuth geſetzt, achteten jetzt die Neapolitaner ihres Lebens nicht mehr. Zurückgeſchlagen wurden die Soldaten, und alles ermordet, was in Neapel ſelbſt Spanier hieß. Es war ein ſeltſamer Kampf, der in dieſem Augenblick geführt wurde. Eine metaphyſiſche Kraft zu entfernen, trotzte man der phyſiſchen, und ungewiß wurde es, ob man mehr den Pabſt oder den Kaiſer verabſcheuete.

Während der Vice-König dies eine offenbare Rebellion nannte, beſchuldigten ihn die Eletti, die Stadt nicht als kaiſerliches Eigenthum, ſondern als feindliches Gut behandelt zu haben, und die Rechtsgelehrten behaupteten, die Stadt habe nicht rebellirt, ſondern ſich gegen einen erzürnten Miniſter bewaffnet, um ſich und das ganze Königreich dem Kaiſer zu erhalten. Seine Unerſchrockenheit zu beweiſen, und dadurch, wo möglich den

Übermuth des aufrührerischen Volks niederzuschlagen, durchritt der Vice-König in Begleitung vieler spanischen und neapolitanischen Edelleute die Stadt; doch allenthalben, wo er sich zeigte, wurden Häuser und Läden verschlossen, und eine Deputation der Eletti zeigte ihm zuletzt an, daß sein Leben in der größten Gefahr sey, wenn er sich nicht bald entferne.

Kaum hatte er die Stadt verlassen, so wurde eine allgemeine Versammlung veranstaltet, worin man beschloß, daß Adel und Volk sich vereinigen, dem Vice-König förmlich den Gehorsam aufkündigen und Gesandte an den Kaiser abschicken sollten. Sobald die Union zu Stande gebracht war, wurde sie unter Trompetenschall bekannt gemacht, und alle neapolitanischen Edelleute, die sich mit dem Vice-König in das Castel zurückgezogen hatten, erhielten die Aufforderung, ihr beizutreten, wofern sie nicht ihre Häuser in Brand gesteckt und ihre Güter confiszirt sehen wollten. Der Vice-König gab allen ohne Ausnahme die Erlaubniß dazu. Man schritt hierauf zur Gesandtenwahl, und das Loos traf Fernando Sanseverino, Fürsten von Salern,

und einen gewiſſen Parido di Sangro. Beide reiſeten auf der Stelle ab.

Die Furcht vor einer förmlichen Rebellion bewog indeſſen den Vice-König zur Verdoppelung der Beſatzung von Caſtel nuovo, und ſogleich verbreitete ſich das Gerücht, daß er damit umgehe, das Volk förmlich anzugreifen. Die Folge davon war, daß die Neapolitaner ſich nicht nur ſo gut befeſtigten, als ſie immer konnten, ſondern auch, um kleine Vortheile zu benutzen, die Spanier in ihren Quartieren angriffen. Unter dieſen Umſtänden, wo alles Verſtändniß unmöglich war, blieb dem Vice-König nichts anders übrig, als das Geſchütz von den Caſtellen auf die Stadt ſpielen zu laſſen, und dem tollen Haufen ein geübteres Militair entgegen zu ſtellen. Drei Tage hindurch dauerten die Gefechte, in welchen von beiden Seiten ſehr Viele ihr Leben einbüßten.

Unterdeſſen berathſchlagten die Eletti unabläſſig, wie ſie dem Kaiſer die ſchuldige Treue beweiſen und ſich mit dem Vice-König wieder ausſöhnen wollten. Da die Spanier immer das Reich und Spanien! riefen, ſo mußten die Neapolitaner eben ſo rufen. Der

Fürſt von Viſignano, einer von den erſten Freunden des Vice-Königs, wurde erſucht, einen Waffenſtillſtand zu unterhandeln, und that dies mit ſo viel Erfolg, daß der Vice-König ſogar einen Eilboten an den Kaiſer abſchickte, durch welchen er meldete, daß die Einführung der Inquiſition in Neapel aus allen Gründen unmöglich ſey. So wurde der erſte Stillſtand in die Fehde gebracht. Bald darauf kehrte Placido di Sangro mit der Nachricht zurück, daß alle Einwohner der Hauptſtadt die Waffen in die Hände des Vice-Königs ablegen ſollten, um die Willensmeinung des Kaiſers zu erfahren. Wie hart auch dieſer Befehl ſeyn mochte, ſo bequemte man ſich doch. Ängſtlich harrten, von dieſem Augenblick an, die Neapolitaner auf die Bekanntmachung des kaiſerlichen Willens, bis endlich der Vice-König den Magiſtrat ins Caſtel rufen ließ, um ihm zu erklären: daß der Kaiſer der Einführung der Inquiſition entſage. Voll Freude eilte der Magiſtrat zurück, um den Bürgern den Willen des Kaiſers bekannt zu machen. Man ſtellte Feſte an. Bald darauf verbreitete die Nachricht, daß ſechs und dreißig Perſonen von der allgemeinen Amne-

ſtie ausgenommen wären, eine allgemeine Beſtürzung; doch dauerte dieſe nicht lange, weil fünf und dreißig von ihnen begnadigt wurden und nur ein Einziger den Kopf verlor. Die Stadt erhielt ein eigenhändiges Schreiben von dem Kaiſer, worin er ſie ſeine getreue Stadt nannte, ihr aber zugleich eine Geldſtrafe von 100,000 Scudi auflegte. Um dieſen Preis wurde Neapel, während der Regierung Karls des Fünften, von der Inquiſition befreit.

In den erſten Regierungsjahren Philipps des Zweiten wurde der Haß der Neapolitaner gegen dies Tribunal durch die Veränderungen vermehrt, welche Paul der Vierte, von dem Kardinal Ghislieri unterſtützt, in den Geiſt deſſelben brachte. Die Inquiſition bezog ſich nicht mehr, wie ehemals, auf die Ketzerei allein, ſondern auch auf andere Vergehungen, welche nur der Arm des weltlichen Richters beſtrafen ſoll, und ward auf dieſe Weiſe ein Schreckens-Inſtitut, dem ſelbſt der Unſchuldigſte nicht entrinnen konnte, wenn er ſich das Misfallen der Regierung zuzuziehen das Unglück gehabt hatte. Urſache genug für die Neapolitaner, ſich bei jeder Gelegenheit aufs

nachdrücklichſte gegen die Herrſchſucht des Pabſtes zu erklären, und die Theatiner, welche den Auftrag hatten, über ihre Rechtgläubigkeit zu wachen, mit eben ſo viel Erbitterung zu verfolgen, als den Jeſuiten, welche ſich den Angebereien widerſetzten, mit Vertrauen und Achtung zu begegnen. In dieſem Verfahren lag zugleich das beſte Mittel, Philipp den Zweiten von jedem Verſuch zur Einführung des verhaßten Tribunals abzuſchrekken. Es war nur allzu bekannt, in welchem Lichte dieſer König die Inquiſition betrachtete; denn mit Schaudern dachte man zu Neapel an den 27. September des Jahres 1559, wo Juan Ponze, Graf von Baileno, zu Sevilla als ein verkappter Lutheraner den Scheiterhaufen beſteigen mußte, und, auſſer der ſchönen Bohorqui, die erſt ein Alter von ein und zwanzig Jahren erreicht hatte, noch ſehr viele andere angeſehene Männer und Weiber den Flammen geopfert wurden. Niemand war leichtgläubig genug, in ſolchem Verfahren ein Übermaaß von Frömmigkeit zu finden; man glaubte vielmehr, daß ſo viel Grauſamkeit nur auf Befeſtigung der unumſchränkten Fürſtenmacht abzwecke, und die Neapolitaner

fürchteten um ſo lebhafter für ihre bisherige Freiheit, da ſie ganz in ihrer Nähe durch den Herzog von Alcala einen Religionskrieg entzünden ſahen, der ſich mit der gänzlichen Vernichtung eines eben ſo betriebſamen als edlen Völkchens endigte.

Geſchlagen, in die Flucht geſprengt und aller ihrer Güter beraubt, hatten ſich die Valdeſer o[illegible] Albigeſer nach allen Seiten hin zerſtreut. Nur ein kleiner Theil derſelben hatte ſich in Calabrien niedergelaſſen, wo er bis zu Pauls des Vierten Zeit ungeſtört lebte. Von der Reformation unterrichtet, welche in Deutſchland zu Stande gekommen war, und ſich nach und nach in das ſüdliche Europa verbreitete, wandten ſich dieſe Überreſte der Valdeſer nach Genf, um einen Geiſtlichen zu erhalten, der ſie in die neue Lehre einweihen könnte. Ihre Bitte wurde erfüllt, und die an ſie abgeſandten Geiſtlichen erhielten ſo viel Beifall, daß auch die umliegende Gegend Geſchmack an ihren Vorträgen fand. Das Gift der Ketzerei würde ſich über ganz Italien verbreitet haben, wenn nicht ein Prieſter Namens Giovanni Antonio Anania dem Kardinal Ghiolieri die Quelle deſſelben angezeigt

hätte. Anfangs begnügte ſich der Kardinal mit dem Auftrag, daß er in Verbindung mit den Jeſuiten, welche ſich gerade damals in Calabrien niedergelaſſen hatten, die Verirrten in den Schooß der Kirche zurückführen ſollte; da aber beider Bemühungen vergeblich waren, ſo wandte Ghislieri ſich an den Herzog von Alcala, dermaligen Vice-König von Neapel, mit der Bitte, dieſe Hartnäckigen durch ſtrengere Maasregeln auf den Pfad der allein ſeligmachenden Kirche zurückzubringen. Der Herzog forderte den Vicarius von Coſenza auf, in Sachen der wegen Ketzerei verhafteten Einwohner von Guardia, Barcarizzo u. ſ. w. mit Zuſtimmung des Doctors Bernardino di Santa Croce zu verfügen. Beide ließen es nicht an Strenge fehlen; aber alles, was ſie dadurch bewirkten, war eine Erbitterung, welche über jede Furcht hinausführte. Dies bewog den Herzog, einen von den Richtern der Vicaria, Namens Anbale Moles, gegen die Waldeſer abzuſchicken, um, im Nothfall, Gewalt zu gebrauchen. Kaum hatte ſich dieſer Miniſter an der Spitze ſeines Truppen-Corps gezeigt, als ihm die Verfolgten mit dem feſten Entſchluß, ihren Glauben bis in

den

den Tod zu vertheidigen, entgegenzogen. Moles wich einem Treffen aus, und benachrichtigte den Vice-König von der Wuth der Ketzer. Der Herzog von Alcala verstärkte die abgeschickte Mannschaft. Es kam zu einem Treffen. Zwar blieben viele von den Valdesern; allein dies bewog die Übrigen keineswegs zur Ergebung. Sie gingen vielmehr nach Guardia zurück, befestigten sich in dieser Stadt und trotzten den Angriffen ihrer Feinde mit dem hartnäckigsten Muth. Nichts würden diese ausgerichtet haben, wäre ihnen nicht auf dem Wege der List gelungen, was sie auf dem Wege der Gewalt zu Stande zu bringen verzweifelten. Mehrere von den spanischen Soldaten mußten zu den Valdesern übergehen und die Anführer ermorden. Alle Übrigen wurden hierauf ohne Mühe entweder niedergemetzelt oder gefangen genommen. Die Halsstarrigen verdammte man zum Tode, die Nachgiebigen wurden in einer strengen Zucht gehalten, bis man sich von ihrer Rechtgläubigkeit überzeugt hatte. Dies war das warnende Schicksal der Valdeser.

Dieselben strengen Maasregeln befolgte der Herzog von Alcala in Neapel selbst. Gio-

ván-Francesco d' Alois und Giovan Bernar-
dino Gargano, zwei angesehene Neapolita-
ner, wurden, als der Ketzerei verdächtig, ein-
gezogen, zum Tode verurtheilt, auf öffent-
lichem Markt enthauptet, und darauf im An-
gesicht der ganzen Stadt verbrannt. Die
Neapolitaner schwiegen, obgleich voll Trauer
über diesen Hergang. Man wollte hierauf
zur Confiskazion des Vermögens der Hinge-
richteten schreiten. Doch jetzt war der Augen-
blick der Opposition gekommen. Die Neapo-
litaner zeigten eine Bulle Julius des Dritten
vor, kraft welcher das Vermögen der als
Ketzer hingerichteten Individuen unangetastet
bleiben sollte. Der Vice-König sah sich für
den Moment zur Nachgiebigkeit gezwungen;
aber indem er fortfuhr, die spanische Inqui-
sition in Neapel vorzubereiten, verließen meh-
rere angesehene Familien die Stadt, und der
zurückbleibenden bemächtigte sich der Geist
der Empörung. Einem großen Unglück zu-
vorzukommen, schickte endlich die Stadt den
berühmten Paolo d'Arezzo an Philipp den
Zweiten mit der Bitte ab, daß er die Inqui-
sition nicht in Neapel einführen möchte; und
dieser unterhandelte mit so viel Erfolg, daß

die Stadt den 10ten März 1565 ein königliches Schreiben erhielt, welches ſie wegen der Einführung der ſpaniſchen Inquiſition vollkommen beruhigte.

Dies alles war vorhergegangen, als ich, ein Jahr darauf, in Neapel ankam. Da weder Philipp der Zweite, als König von Neapel, noch Pius der Fünfte, als ſichtbares Oberhaupt der Kirche, das Mindeſte über die Neapolitaner vermochten, ſo lange die Inquiſition nicht unter der einen oder der anderen Form eingeführt war, ſo conſpirirten beide zu dieſem Behuf. An die Jeſuiten wandten ſie ſich blos, weil dieſer Orden im Beſitz der Volksgunſt war, und folglich ohne ſeine Zuſtimmung nichts zu Stande gebracht werden konnte. Die Vorausſetzung war, daß der Orden, von einem königlich-päbſtlichen Befehl geleitet, alles aufbieten würde, die Inquiſition ins Werk zu richten; allein der Orden kannte ſeinen Vortheil allzu gut, um ein Inſtitut in ſeinen Schutz zu nehmen, das ihn aller bisherigen Popularität berauben mußte. Kaum hatte ich den Provinzial mit dem Endzweck meiner Sendung bekannt gemacht, als er mir die Frage vorlegte: ob der General

die Einführung der Inquiſition billige? Ich überreichte ihm das Sendſchreiben des Generals. Unmittelbar nach Empfang deſſelben wurde eine Verſammlung veranſtaltet. Die Sache wurde von allen Seiten ventilirt. Es wurden Reden für und wider die Einführung der Inquiſition gehalten, bis endlich der Provinzial durch folgende Bemerkungen den Ausſchlag gab:

»Die Einführung der Inquiſition,« ſagte er, »iſt für den weltlichen Regenten eine ſehr wünſchenswerthe Sache; denn ſie kürzet das Regierungsgeſchäft ab und verleihet der Macht einen unermeßlichen Spielraum. Allein aus eben dieſem Grunde müſſen alle diejenigen, die es mit der Menſchheit gut meinen, ſich dieſer Einführung widerſetzen; denn je mehr man den weltlichen Regenten das Regierungsgeſchäft durch eine unbegränzte Macht erleichtert, deſto geſchwinder verwandelt man die Erde in einen Kirchhof, wo alle Leidenſchaften und Gedanken ſchlafen. Die Völker, um derentwillen die Fürſten da ſind, müſſen das Recht behalten, ſich gegen ſolche Gewaltſtreiche aufzulehnen, welche, wo nicht ihre Exiſtenz, doch wenigſtens ihre Kraft vernich-

ten würden; und ſelbſt um der Fürſten wil-
len muß man dieſe Kraft lebendig zu erhal-
ten ſuchen, weil ſie keine andere Kraft ha-
ben, als die ihrer Völker. Die Fürſten wol-
len nur immer ihren Standort in der Geſell-
ſchaft für den Genuß benutzen; dieſe unglück-
liche Neigung aber muß ihnen genommen
werden, damit ſie nicht in Lethargie verſin-
ken.«

»Was die geiſtlichen Regenten betrift, ſo
können ſie die Einführung der Inquiſition
nicht wünſchen, ohne ihre Beſtimmung im
höchſten Grade zu verkennen. Jede Ver-
ſchmelzung mit der weltlichen Macht iſt ihnen
ſchädlich, weil ſie dadurch dem Rechte entſa-
gen, die erſte geſetzgebende Macht zu ſeyn.
Sind ſie nicht im Stande, dies ſelbſt einzu-
ſehen, ſo muß ihnen dieſe Einſicht von den
Jeſuiten aufgedrungen werden. Wir ſind zu
keinem anderen Endzweck vorhanden, als die
geiſtliche Macht zu beſchützen, und alles, was
in dem Lauf der drei letzten Jahrhunderte
davon verloren gegangen iſt, wieder herzu-
ſtellen. Aus dieſem Grunde aber können wir
die Inquiſition nie in unſeren Schutz neh-
men; denn da dies Inſtitut nur durch den

Arm des weltlichen Richters wirksam gemacht werden kann, so würden wir, als Beschützer desselben, unserer ganzen Bestimmung entgegen handeln. Rein-geistlich müssen alle unsere Mittel seyn. Es ist wahr, die Welt ist aus ihrem alten Geleise getreten; aber will man sie dahin zurückführen, so muß man sich der Köpfe bemächtigen, ohne das Leben zu vernichten. Durch Scheiterhaufen hat man nie belehrt; wohl aber das Übel ärger gemacht. Die ganze Inquisition ist ein Brandmal der römischen Kirche, und führt der protestantischen unendlich mehr Proselyten zu, als das Streben nach Wahrheit. Der große Haufen bedarf der Religion, und trennt sich daher ungern von der römischen Kirche; denn was die protestantische ihm gewährt, verdient kaum in Anschlag gebracht zu werden. Ein Gottesdienst, welcher der Einbildungskraft keinen freien Spielraum läßt, ist sehr übel ersonnen, und kann seine Anhänger nur im Norden finden. Das südliche Europa wird der römischen Kirche noch sehr lange zugethan bleiben, wofern man nur nicht Mittel wählt, welche den Abfall erzwingen.«

»Dies sind die Gründe, welche unsern Or-

den bestimmen müssen, sich der Völker gegen die Gewalthaber anzunehmen. Unsere Ordensregel übertreten wir dadurch so wenig, daß wir ihr vielmehr nur durch ein solches Verfahren gemäß handeln. Wir haben uns anheischig gemacht, das päbstliche Interesse ausschließend zu umfassen; daraus aber folgt keinesweges, daß wir jede Laune oder falsche Ansicht eines gegebenen Pabstes zu einem unverbrüchlichen Gesetz für uns erheben sollen. Päbsten, wie Königen und Kaisern, muß man sehr oft gegen ihren Willen dienen. Unsere Aufgabe ist: den Frieden der Kirche zu erhalten, und noch fester zu gründen. Zu diesem Ende müssen wir jeder Art von Misbrauch entgegen wirken, welche die weltliche Macht von der geistlichen zu machen geneigt ist.«

So sprach der Provinzial. Seine Rede vereinigte alle Mitglieder der Versammlung. Den König von Spanien und den Pabst nicht unnöthig zu kränken, wurden eben die Entschuldigungen gebraucht, welche die Neapolitaner bisher von der Inquisition gerettet hatten; denn der Schwache kann sich nur durch Berufung auf einen rechtlichen Zustand schüzzen. Nebenher wurden der Stadt Neapel

wegen ihrer Anhänglichkeit an der Mutterkirche ſo viel Lobeserhebungen gemacht, daß der Pabſt beruhigt werden, und der König den Vorwand, unter welchem er die Inquiſition einzuführen gedachte, aufgeben mußte.

Mein Geſchäft war alſo früher beendigt, als ich es in dem Augenblick erwarten konnte, wo ich den General verließ, um mich nach Neapel zu begeben. Den Schein zu retten, verweilte ich eine längere Zeit in dieſer merkwürdigen Stadt, wo ich die Bekanntſchaft mehrerer Familien machte. Die intereſſanteſte von allen war für mich die des alten Marcheſe di Vico; und da ich durch ganz beſondere Umſtände in das Intereſſe dieſer Familie aufs engſte verflochten wurde, ſo muß ich hier die Geſchichte des jungen Galeazzo Caraciolo erzählen, der in der Welt nur allzu viel Aufſehn gemacht hat.

Galeazzo Caraciolo, Marcheſe di Vico, war der einzige Sohn Nicol-Antonio Caraciolo's, Marcheſe di Vico, und wurde 1517 zu Neapel geboren. Eine ſorgfältige Erziehung bildete ſeine Naturgaben aus. Zwanzig Jahr alt, wurde er mit Donna Vittoria, Tochter des Herzogs von Nocera vermählt,

die ihm, außer einem beträchtlichen Heirathsgut, Schönheit und Sitten zur Morgengabe brachte. Vier Söhne und zwei Töchter wurden in einem Zeitraum von ungefähr zehn Jahren die Unterpfänder gegenſeitiger Liebe. Karl der Fünfte, welcher während ſeines Aufenthalts zu Neapel im Jahre 1546 die Bekanntſchaft des jungen Marcheſe machte, gewann ihn ſo lieb, daß er ſich nicht wieder von ihm trennen wollte, und ihm die Stelle eines Kammerherrn aufdrang. Von dieſem Augenblick an begleitete Galeazzo Caraciolo den Kaiſer auf allen ſeinen Reiſen bis zum Jahre 1551.

Den 2ten März dieſes Jahres kam Galeazzo Caraciolo verdrüßlich von einer Reiſe zurück, die er auf Befehl des Kaiſers nach Spanien gemacht hatte; und ohne, wie ſonſt, auf ſeine Familien-Angelegenheiten einzugehen, verließ er Neapel den 21ſten deſſelben Monats von neuem. Da Karl der Fünfte ſich damals zu Augsburg aufhielt, ſo war die Vorausſetzung ſeiner Familie, daß er ſich zu dem Kaiſer begeben werde; und auf eine baldige Zurückkunft rechnete man um ſo mehr, weil er nicht mehr als 2000 Ducaten mit

ſich genommen hatte. Doch jene Vorausſezzung und dieſe Erwartung waren gleich ungegründet.

Kaum waren einige Monate verfloſſen, als ſich die Nachricht verbreitete, Galeazzo Caraciolo habe ſich, anſtatt zu dem Kaiſer zurückzugehen, nach Genf begeben, um für immer daſelbſt zu bleiben. Der alte Marcheſe, Galeazzo's Gemalin und alle ſeine neapolitaniſchen Freunde, waren davon wie angedonnert. Der erſtere verſäumte keinen Augenblick, einen ſeiner Buſenfreunde nach Genf zu ſenden, um ſeinen Sohn zur Rückkehr ins Vaterland und in den Schooß der römiſchen Kirche zu bewegen. Doch alle Bemühungen dieſes Buſenfreundes waren vergeblich, indem Galeazzo betheuerte, daß ſelbſt der Tod nicht im Stande wäre, ihn von der einmal betretenen Bahn zurückzubringen.

Die Verlegenheit der Familie war um ſo größer, da der königliche Fiscus von Neapel und die Congregation des Inquiſitionstribunals von Rom keinen Augenblick verloren, um gegen Galeazzo einen Prozeß einzuleiten, der nichts geringeres zur Abſicht hatte, als

die Confiscation seines Vermögens. Unter so dringenden Umständen blieb dem alten Marchese nichts anderes übrig, als zu den Füßen des Kaisers um Schonung für seine Enkel zu bitten. Da der Greis auf dem Wege nach den Niederlanden, wo sich der Kaiser damals aufhielt, durch das Venetianische mußte, so bat er seinen Sohn um eine Zusammenkunft. Galeazzo weigerte sich derselben nicht, und traf mit seinem Vater in Verona zusammen. Schwer war der Kampf, den er zu bestehen hatte; aber er bestand ihn, ohne sich über die Beweggründe zu erklären, die ihn nach Genf geführt hatten. Der alte Marchese schränkte sich zuletzt auf die Bitte ein, daß sein Sohn nur so lange im Venetianischen bleiben möchte, bis er von dem Kaiser zurückgekommen seyn würde; und diese Bitte erfüllte Galeazzo mit kindlicher Bereitwilligkeit, weil er vorhersah, daß der Kaiser in das Gesuch seines Vaters einwilligen werde. Im August desselben Jahres kam dieser wieder in Verona an, und kaum hatte der Sohn aus seinem Munde erfahren, daß die Absicht seiner Reise erreicht sey, als er, ohne sich auf irgend eine andere

Unterredung einzulaſſen, ſtehendes Fußes nach Genf zurückwanderte.

Die Familie hörte indeſſen nicht auf, den Abtrünnigen in ihren Schooß zurückzulocken. Als Paul der Vierte den päbſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, bat der Vater den Sohn um eine neue Zuſammenkunft in Mantua; und da Galeazzo ſich daſelbſt einfand, ſo beſchwor er ihn bei dem Heil ſeiner Söhne, die Verwandtſchaft des Pabſtes mit der Familie ſeiner Mutter zu einer Rückkehr in ſein Vaterland zu benutzen. Doch auch diesmal blieb Galeazzo ſeinem Charakter treu, und ſetzte ſeinen Vater dadurch ſo in Harniſch, daß er ſich unter lauten Flüchen von ihm trennte.

Ein Einziges blieb noch übrig. Galeazzo hatte ſeine Gemalin angebetet und ſeine Kinder zärtlich geliebt. Dieſe Gefühle konnten noch nicht ausgeſtorben ſeyn. Donna Vittoria mußte alſo einen Briefwechſel mit ihm anknüpfen, und ihm nach einiger Zeit erklären, daß es ihr unmöglich ſey, dem Verlangen, ihn wiederzuſehen, noch länger zu widerſtehen. Von den Bitten der liebenden Gattin beſiegt, ließ Galeazzo ſich eine Zuſam-

menkunft gefallen. Zum Ort derſelben wurde die der Baronie des Marcheſe de Vico gerade gegenüber liegende Inſel Leſina im hadriatiſchen Meere gewählt. Galeazzo hatte hier bereits einige Tage vergeblich gewartet, als er einen Brief von Donna Vittoria erhielt, worin ſie ihn bat, nach Vico zu kommen, da ein venetianiſcher Nobile ſein Verſprechen, ſie und ihre Kinder auf einer Galeere der Republik nach der Inſel fahren zu laſſen, nicht gehalten hätte. Galeazzo wagte in der Erfüllung dieſer Bitte mehr, als in ſeinen Plan gehörte; indeſſen gab das Verlangen, Vittorien und ſeine Kinder wiederzuſehen, den Ausſchlag über jede Beſürchtung. Vertrauenvoll ſetzte er nach Vico über, wo er ſeine ganze Familie verſammelt fand. Nachdem die erſten Umarmungen vorüber waren, ſprach der Vater, die innige Rührung des Sohnes benutzend, vom Zurücktritt in den Schooß der Kirche. Galeazzo ſchwieg. Donna Vittoria, welche in ſich gekehrt und ſchweigend da geſeſſen hatte, ſprang von ihrem Sitze auf und führte den Gemal in ein benachbartes Zimmer, wo ſie ihm, unter einem Strom von

Thränen, die Frage vorlegte: »Ob ſie denn für immer aufgehört habe, ſeine Gattin zu ſeyn?« Galeazzo erwiederte hierauf: Was ſie ihm jemals geweſen ſey, das werde ſie ihm immer bleiben. »Aber was hält uns getrennt?« fragte Vittoria. Nichts in der Welt! antwortete Galeazzo. »Iſt die Kirche nichts? Sie verbietet alle Gemeinſchaft mit Abtrünnigen.« Wenn die Kirche etwas iſt, ſo müſſen wir uns trennen, und zwar ſogleich. Und indem Galeazzo dies ſagte, wand er ſich aus den Armen der Gattin, um ſtehendes Fußes nach der Inſel Leſina zurückzukehren. Vater, Gattin, Kinder warfen ſich ihm zu Füßen; aber Bitten und Thränen waren vergeblich; er riß ſich gewaltſam los, und kehrte von Leſina über Venedig nach Genf zurück.

Nach dieſem Verſuch blieb kein anderer übrig, den Halsſtarrigen — denn in dieſem Lichte erſchien Galeazzo ſeiner Familie — zurückzuführen. Indeſſen hatte Vittoria nicht aufgehört, ihren ehemaligen Gatten zu achten, und ihre Gefühle waren auf ihre Kinder übergegangen. Funfzehn Jahre mochten ſeit

der Apoſtaſie verfloſſen ſeyn, als ich die Bekanntſchaft dieſer merkwürdigen Familie machte. Galeazzo's älteſter Sohn, nach ſeinem Großvater Nicol-Antonio genannt, hatte unterdeſſen ein Alter von zwanzig Jahren erreicht und ſtand im Begriff, in Philipps des Zweiten Dienſte zu treten, um der ganzen Familie das väterliche Erbtheil deſto ſicherer zu erhalten. Vorher aber wollte er ſeinen Vater noch einmal ſehen. Die Familie trug Bedenken, ihm die Erlaubniß zu einer Reiſe nach Venedig zu geben; ſobald ich mich aber dahin erklärt hatte, daß ich den jungen Mann zu begleiten entſchloſſen wäre, erfolgte dieſe Erlaubniß. Während die Mutter nach Genf ſchrieb, um die Zuſammenkunft einzuleiten, ſchrieb ich nach Rom, um die Einwilligung des Generals einzuholen. Der General ertheilte dieſe Einwilligung faſt zu eben der Zeit, wo Galeazzo Vittorien antwortete, daß er mit Vergnügen nach Venedig reiſen würde, ſeinen Liebling wiederzuſehen. Die Reiſe ging alſo ungehindert vor ſich.

Als wir in Venedig ankamen, fanden wir Galeazzo'n bereits an Ort und Stelle. Ich

lernte in ihm einen Mann kennen, deſſen ſtrenge Miene eben ſo viel Achtung gebot, als die hohe Klarheit ſeines ganzen Weſens Vertrauen einflößte. Er freute ſich, in ſeinem Sohne einen rüſtigen Jüngling zu erblicken, und ihn herzlich umarmend, redete er ihn folgendermaßen an:

»Ich habe zwar in den Augen der Welt das Recht verloren, mich deinen Vater zu nennen; aber da die Bande, welche die Natur geknüpft hat, niemals mit menſchlichen Inſtitutionen in Widerſpruch gerathen ſollten, ſo will ich mich für den flüchtigen Augenblick, der uns zuſammen geführt hat, über alle dieſe Inſtitutionen hinausſchwingen, um den höchſten Genuß, den es hienieden giebt, die Freude über einen wohlgerathenen Sohn, nach ihrem ganzen Umfang zu ſchmecken. Du ſteheſt, wie mir deine Mutter ſchreibt, im Begriff, dich dem Wohl deiner Familie aufzuopfern. Das iſt edel; und da alles Edele auf die eine oder die andere Weiſe belohnt wird, ſo wag' ich auch, dir vorherzuſagen, daß du es nie bereuen wirſt; es ſey denn, daß du dir ſelbſt ungetreu würdeſt, was ich nicht vorausſetzen mag. Da das Opfer, das

du der Familie darbringſt, eigentlich eine Folge meines Verfahrens iſt, ſo ſollte ich dir billig hierüber die allervollſtändigſten Aufſchlüſſe geben. Doch dazu biſt du noch nicht vorbereitet genug; und ſo wie die Sachen einmal liegen, muß mir bei weitem mehr daran gelegen ſeyn, daß du mich tadelſt, als daß du mich entſchuldigeſt, oder wohl gar lobeſt. Verſchieben wir alſo die letzte Eröffnung auf eine bequemere Zeit. Ich hoffe noch lange genug zu leben, um dich nach zehn bis zwölf Jahren noch einmal wiederzuſehen. Alsdann wirſt du in der Laufbahn, die du anzutreten im Begriff ſteheſt, Erfahrungen genug gemacht haben, um mich ganz zu begreifen; und alsdann will ich dir nichts vorenthalten von allem, was ich deinem Großvater und deiner Mutter verſchwiegen habe, und verſchweigen mußte, wenn ſie mich nicht für einen Thoren halten ſollten. Von Herzen wünſch' ich, daß du den Grundſätzen der Ehre nie entſagen mögeſt. Am Hofe Philipps ſteht dir eben das bevor, was ich in der Nähe ſeines Vaters erlebt habe, wenn gleich das Gemüth des Sohnes verſchloſſener iſt, und ſich auf die Kunſt der Verlarvung weit beſſer verſteht. Zeug

hin! Das Hofleben wird dir nicht gefallen, wenn mein Blut in deinen Adern fließet; aber indem du es verdammeſt, wirſt du dich um ſo edler fühlen, und mehr begehr' ich nicht von dir. «

Von dieſer Anrede verlor ich kein Wort. Da ich es offenbar mit einem Manne zu thun hatte, der in keinem Betracht zu den gewöhnlichen Menſchen gehörte, ſo war die höchſte Aufmerkſamkeit auf mich ſelbſt nöthig. Wie ſehr ich alſo auch vor Begierde brennen mochte, die Beweggründe ſeiner Apoſtaſie genauer kennen zu lernen, ſo ließ ich doch nichts von dieſer Begierde zum Vorſchein treten. Erſt nachdem ich eine ganze Woche mit ihm umgegangen war, und mir ſein Vertrauen in einem hohen Grade erworben hatte, gab ich in Nicol-Antonio's Abweſenheit zu verſtehen: daß allen guten Köpfen daran gelegen ſeyn müßte, die Gründe kennen zu lernen, die den Galeazzo Caraccioli nach Genf geführt hätten. Er lächelte bei dieſer Bemerkung. »Dies würde,« antwortete er mir, »höchſtens eine Genugthuung ſeyn, die ich

meinem eigenen geſunden Verſtande gäbe; allein nachdem man mich ſo viele Jahre hindurch immer ſchief beurtheilt hat, ohne auch nur im mindeſten auf meine Individualität einzugehen; ſo hab' ich mich gegen das Urtheil der Welt verhärten müſſen, und ſchwerlich werd' ich es jemals von meinem Stolz erhalten, jetzt noch in ein Detail der Gründe einzugehen, die mich vor mir ſelbſt rechtfertigen. Das Gelübde, das ich meinem Sohn gethan habe, werd' ich löſen, vorausgeſetzt, daß er es verdient. Bis dahin bin ich feſt entſchloſſen, wie bisher zu ſchweigen.«

Den Marcheſe dennoch zu einer Erklärung zu bewegen, ſprach ich das Eine und das Andere zum Lobe des Proteſtantismus. »Glauben Sie etwa,« fragte er, »daß mich dieſer verleitet hat?« Wie kann ich anders? war meine Antwort. »Wahn gegen Wahn, Irrthum gegen Irrthum, Unſinn gegen Unſinn vertauſcht man allenfalls auf einer Studierſtube, wo man von aller Wirklichkeit getrennt exiſtirt; aber nicht in der Welt, wo man genöthigt iſt, jedes Verhältniß ſcharf

ins Auge zu faſſen, weil man nur in und durch Verhältniſſe exiſtirt. Ich kenne den Unterſchied der proteſtantiſchen Kirche von der römiſchen, und ich achte die erſtere um des Guten willen, das ich im Verlauf der Zeit von ihr erwarte; allein weder Luther noch Calvin würden mich jemals zu einem Abfall bewogen haben, wenn nicht etwas in mir geweſen wäre, was über alles Lutherthum und allen Calvinismus den Ausſchlag gegeben hätte. Wie ich dies Etwas nennen ſoll, weiß ich nicht genau; aber es kommt mir vor, als ob es nur durch Chriſtenthum bezeichnet werden könnte. Meiner innigſten Überzeugung nach iſt nämlich das Chriſtenthum weder in der römiſchen noch in der proteſtantiſchen Kirche zu ſuchen, ſondern in dem Gemüth des Individuums, das ſich zu einer allgemeineren Liebe berufen fühlt. In Wahrheit, das Chriſtenthum iſt die einfachſte Sache von der Welt, und es läßt ſich kaum begreifen, wie man dieſe einfache Sache in einem ſo hohen Grade hat verwickeln und verwirren können. Was verlangt das Chriſtenthum? Keinen Glauben an die Ausſprüche irgend ei

ner Kirche; denn alles was Kirche heißt, ist nach dem Chriſtenthum entſtanden; ſondern Liebe, allgemeine Liebe. Das ganze Chriſtenthum iſt in der kurzen Formel enthalten: »Was du nicht willſt, das dir die Leute thun ſollen, das ſollſt du ihnen auch nicht thun.« Dieſe Formel paßt für alle Verhältniſſe des Lebens, und iſt ſo tief aus der Natur des Menſchen geſchöpft, daß ihre Wahrheit eine ewige Wahrheit iſt und bleiben wird. Soll die Formel Kraft und Leben erhalten, ſo iſt vor allen Dingen nothwendig, daß man mit den Verhältniſſen bekannt werde, deren allgemeinſtes Regulativ ſie iſt. Bekanntmachung mit den Verhältniſſen des Lebens wäre alſo das eigentliche Geſchäft des Geiſtlichen; aber die Zeiten, wo das Chriſtenthum in dieſer einfachen Geſtalt auftreten kann, ſind noch ſehr fern, weil man in ihm eine Grundlage für den theokratiſchen Theil der koerzitiven Macht erhalten will; weil man in ihm herrſchen und genießen will; man ſträubt ſich, ein Geiſtlicher zu werden, weil es unendlich bequemer iſt, ein Prieſter zu ſeyn. Sie ſehen, daß ich mit dieſer meiner Anſicht des Chriſtenthums

keine große Neigung zum Abfall verbinden konnte; denn was ich in der proteſtantiſchen Kirche fand, war zuletzt immer nur ein Minimum der Wahrheit — des Chriſtenthums, das die Wahrheit ſelber iſt.

»Nur die Verhältniſſe,« fuhr Galeazzo nach einer ziemlich langen Pauſe fort, »in welchen ich durch den Kaiſer mit der Welt lebte, haben dieſen Abfall bewirken können. Sie wiſſen, daß ich einer von ſeinen Kammerherrn war; aber das wiſſen Sie nicht, daß ich ſein Vertrauen in einem hohen Grade beſaß. Kraft dieſes Vertrauens nun wurde ich der Depoſitär ſeiner ganzen Anſicht der Welt. Sie war groß, dieſe Anſicht; ſollte aber die Idee des Kaiſers realiſirt werden, ſo war die Maſſe des Menſchenbluts, das noch vergoſſen werden mußte, kaum zu ermeſſen. Er ſelbſt erbebte, in gewiſſen Stunden, vor den ungeheuren Hinderniſſen, die er noch vor ſich ſah, und indem die Menſchlichkeit in einem höheren Alter über den Ehrgeiz ſiegte, war er ſehr oft geneigt, ſeinen vielumfaſſenden Planen zu entſagen. Doch dies

ſtand nicht mehr in ſeiner Macht, nachdem er einmal die Welt in Aufruhr geſetzt hatte; die tumultuariſche Exiſtenz, die ihm von ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre an zu Theil wurde, konnte nur mit ſeinem Leben endigen. Sein Geiſt hatte ſich einen ungeheuren Spielraum gebildet; da er aber nicht die Kunſt verſtand, ein Chaos zu ordnen, ſo mußte ihn ſeine eigene Größe zur Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt führen. Schwerlich hat es je einen Monarchen gegeben, der mit einer ſo großen Extenſion der Macht eine ſo geringe Intenſion derſelben verbunden hat. Immer der Mittel ermangelnd, ſein großes Reich zuſammen zu halten, ſah er ſich, wer weiß wie oft, genöthigt, mit ſeinen eigenen Unterthanen Händel anzufangen, blos um das Recht der Beſtrafung ausüben und ſich auf dieſem Wege bereichern zu können. Es war an keine Identifikation des Regenten mit den Regierten zu denken. Was ſag' ich: des Regenten? Karl konnte nur herrſchen und immer herrſchen. Die Folge davon aber war, daß eine gewiſſe Erbitterung, die ſich nur durch Menſchenfeindſeligkeit bezeichnen läßt, die Grund-

lage ſeines Charakters wurde. Offenbarte ſich dieſe Erbitterung auch nicht gegen ſeine nächſte Umgebung, ſo war dieſe doch genöthigt, ihr Werkzeug zu werden. Welchen Aufträgen hab' ich mich nicht unterziehen müſſen, wie ſehr ich ſie auch meiner ganzen Denkungsart nach verabſcheuen mochte! Es kam dahin, daß ich meine Legalität nur durch die allervollkommenſte Immoralität retten konnte; jetzt aber hatte auch die Stunde meiner Befreiung geſchlagen.

»Ich dachte lange über die Parthey nach, die ich ergreifen müßte, um den Widerſpruch zu endigen, in welchen ich mit mir ſelbſt geſetzt worden war. Eine Rückkehr in mein Vaterland half mir zu nichts, weil dies Vaterland zu Karls ungeheurem Machtgebiete gehörte, und ich mich nach allem, was in meinem Innern vorgegangen war, als Neapolitaner nur aufopfern konnte. Mich in irgend einem der italiäniſchen Staaten niederzulaſſen, war kein Gedanke, den ich faſſen konnte, weil, meiner innigſten Überzeugung nach, die theokratiſche Verfaſſung die Grund-

quelle aller Immoralität iſt. Nach Frankreich mochte ich nicht gehen, weil ich hier allen den Übeln ausgeſetzt war, denen ich zu entfliehen wünſchte. Derſelbe Bewegungsgrund ſchreckte mich vor dem anarchiſchen Deutſchland zurück. Nichts blieb mir übrig, als die kleine Republik, in welcher ich ſeit funfzehn Jahren lebe. Ihre Kleinheit gerade war es, was mich am meiſten anzog; denn durch ſie wurde eine Einmüthigkeit ihrer ſämtlichen Bürger möglich; eine Einmüthigkeit, wie ich ſie immer gewünſcht hatte. Mich von meiner Familie zu trennen, wurde mir freilich ſchwer; allein wie dieſe Familie für meine Denkungsweiſe gewinnen? Ich ſah ein, daß ich, um dieſe zu retten, Vater und Mutter, Gattin und Kinder verlaſſen müßte. Ich habe den Muth gehabt, es wirklich zu thun; und ob ich gleich nie aufgehört habe, die Meinigen zu lieben, ſo können Gefühle dieſer Art mich doch nie zur Reue führen, weil mir die Bewegungsgründe meines Verfahrens immer gegenwärtig geblieben ſind. Was ich in Genf ſuchte, hab' ich gefunden. Ich habe unter meinen Mitbürgern keinen

Feind und ſehr viele Freunde, und nachdem ich ihren Vortheil zu dem meinigen gemacht habe — was hier allein möglich war — zwingt mich nichts in der Welt, unmoraliſch zu handeln und menſchenfeindliche Geſinnungen zu nähren« *).

Ich konnte einem Manne, der ſich ſo ſelbſtſtändig bewies, meine Hochachtung nicht ver-

---

*) Es iſt der Mühe werth, die Grabſchrift hierher zu ſetzen, die man noch jetzt in Genf von Galeazzo Caracioli lieſet. Sie lautet wörtlich alſo:

Italiam liqui patriam, clarosque Penates
Et laetam antiqua nobilitate domum;
Caesareoque manu porrectos fortis honores
Contempsi, et magnus Marchio divitias;
Ut te, Christe, ducem sequerer, contemptus et exul,
Et pauper varia presſus ubique cruce:
Nam nobis Coeli veros largiris honores,
Et patriam, et census annuos, atque domos.
Excepit profugam vicina Genera Lemanno,
Meque suo civem fovit amica sinu.
Hic licet exigua nunc sim compostus in urna,
Nec claros cineres alta sepulchra premant,
Me decus Ausoniae gentis, me vera superbis
Majorem pietas Regibus esſe facit.

Thuanus und Giannone erzählen die Geſchichte Galeazzo's anders.

ſagen. Was er mir über Karl den Fünften anvertraut hatte, leuchtete mir um ſo mehr als wahr ein, weil es alle die Widerſprüche aufhob, die ich in dem Charakter dieſes Kaiſers zu bemerken geglaubt hatte. Überall erſtaunte ich über ſeine hohe Klugheit. Wie hätte ich alſo nur den kleinſten Verſuch machen können, Galeazzo'n in eine andere Bahn zu leiten, ihn, den die Macht ſelbſt nicht zu beſtechen vermocht hatte? Ich begnügte mich, ihm für die Aufſchlüſſe zu danken, die ich durch ihn erhalten hatte: und da er ſeinerſeits nach Genf zurückeilte, ſo verweilte ich auch nicht länger in Venedig. Rührend war die Trennung zwiſchen Vater und Sohn; die tiefe Bewegung des erſteren ſagte ſehr deutlich, daß er nichts Heilbringendes von den Verhältniſſen erwartete, in welche der junge Mann treten ſollte.

Nach meiner Zurückkunft in Neapel machte ich den General mit dem Charakter Galeazzo's bekannt, indem ich hinzu fügte, daß alle Bekehrungsverſuche in Hinſicht dieſes Abtrünnigen vergeblich ſeyn, und diejenigen

mit Schande bedecken würden, welche unerfahren genug wären, ſich dergleichen zu unterziehen. Ich bat zugleich um die Erlaubniß, noch einige Zeit in Neapel bleiben zu dürfen. Der Aufenthalt in dieſem Königreich gefiel mir je länger je mehr. Die Achtung, in welcher der Orden ſtand, ſöhnte mich gewiſſermaßen mit meiner Beſtimmung aus; denn dieſe Achtung gründete ſich auf das doppelte Verdienſt, die neapolitaniſche Jugend mit Sorgfalt zu unterrichten, und ſich bei jeder Gelegenheit der Volksrechte anzunehmen. Ich ſelbſt nahm, ſo bald ich die Erlaubniß des Generals zu einem längeren Aufenthalt erhalten hatte, den lebhafteſten Antheil an dem Unterricht der Jugend, die ich, mit Verzichtleiſtung auf den Ruhm eines vortrefflichen Lehrers der Theologie, mit der griechiſchen und römiſchen Literatur bekannt machte.

Zwei Jahre hatte ich auf dieſe Weiſe verlebt, als ich von dem General den Befehl erhielt, nach Rom zurückzukommen. Wie ſchwer mir auch die Trennung von allen den

Theuren wurde, deren Freundſchaft ich mir in dieſem kurzen Zeitraum erworben hatte, ſo verlor ich doch keinen Augenblick, dem Rufe des Generals zu folgen. Kaum war ich in Rom angelangt, als ich die Aufforderung bekam, mich bei dem berühmten Kardinal von Lothringen einzufinden, der ſich ſeit dem Tode ſeines Bruders, des Herzogs von Guiſe, in Rom aufhielt. Hier fand ich auch den General. Da ihre Conferenz gerade beendigt war, ſo machten ſie mich blos mit dem Reſultat derſelben bekannt. Dies beſtand darin, daß ich nach Paris gehen, daſelbſt zum Schein die Philoſophie lehren, und eigentlich in Verbindung mit den übrigen Gliedern meines Ordens die Zwiſtigkeiten vermehren ſollte, welche, ſeit ungefähr funfzehn Jahren, zwiſchen den Reformirten und Katholiken in Frankreich ausgebrochen waren. Der Kardinal verſprach, daß er mir Empfehlungsſchreiben an die Königin-Mutter, den Prinzen von Anjou und ſeine Neffen mitgeben wollte. Vor allen Dingen empfahl er mir und dem ganzen Orden, die Gemüther der Katholiken gegen den Admiral Coligny zu erhitzen, den er den

Mörder ſeines Bruders nannte. Die Empfehlungsſchreiben des Kardinals erhielt ich gleich am folgenden Tage, und da die Inſtruktion des Generals nicht länger ausblieb, ſo trat ich meine Reiſe ſogleich an.

Fünftes Buch.

Es war im Sommer des Jahres 1571, als ich in der Hauptstadt Frankreichs anlangte. Das ganze Königreich war von Fanatismus, wie von einem hitzigen Fieber, befallen. Zwar hatten die Schlachten bei Jarnac und Montcontour im Jahre 1569 den Katholiken ein gewisses Uebergewicht gegeben; allein da die Calviniſten ſchon im nächſten Frühling, von den Gebürgen Languedoc's aus, gleich einem durchbrechenden Strom, die Ebene von Toulouſe überſchwemmt hatten und von hier aus unter Raub, Mord und Brand, bis nach der Loire vorgedrungen waren, ſo ſtand es mißlicher als jemals um die Katholiken. Dieſen fehlte es nicht an Entſchloſſenheit, ihre Feinde bis auf den letzten Mann zu vernichten; doch die Mittel entſprachen dem Muthe nicht. Wollte die Regierung nicht Alles wagen, ſo mußte ſie einen Frieden einleiten. Die Calviniſten ließen ſich dazu bereit finden, und den 8ten Auguſt wurde zu St. Germain-en-Laye feſtgeſetzt, daß

die Reformirten, außer einer allgemeinen Amneſtie, einer freien Religionsübung, einer Zurückgabe ihrer konfiszirten Güter und einer feierlichen Anerkennung ihrer rechtmäßigen Anſprüche an alle Staatsämter, noch die doppelte Erlaubniß haben ſollten, erſtlich, ſechs Richter in den Parlementen zu verwerfen und vier Städte zu ihrer Sicherheit zu wählen. Die Reformirten wählten la Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité; und ihre Anführer begleiteten hierauf die Deutſchen, die ihnen zu Hülfe gekommen waren, bis nach Langres, wo ſie entlaſſen wurden. La Rochelle wurde von jetzt an der allgemeine Verſammlungsort der vornehmſten Calviniſten, und die Königin von Navarra war der Mittelpunkt, um welchen ſich alle dreheten. Dem Anſcheine nach lebte man in Frieden, während das ganze übrige Europa der Schauplatz wilder Fehden war; da indeſſen die Partheien fortdauerten und die Reformirten, vermöge der Uebergahl ihrer Gegner, zu jedem Mistrauen berechtigt waren, ſo ließ ſich vorherſehen, daß die erkünſtelte Ruhe von keiner langen Dauer ſeyn würde.

So wie die Sachen lagen, war Carl der Neunte im ganzen Königreiche der Einzige, der

der ein beſtimmtes Intereſſe hatte, ſich der Reformirten anzunehmen; denn gerade die Reformirten waren es, die ihm ein höheres Maaß von Unumſchränktheit gewährten, indem ſie die Bande zerriſſen, welche ganz Frankreich an Rom feſſelten, und folglich die theokratiſchen Gewichte in der Regierungsmaſchine zerſtörten; Gewichte, welche dieſe Regierungsmaſchine verwirrten und dadurch in ihrer Wirkſamkeit ſchwächten. Alle übrigen Großen des Reichs hatten auf die begreiflichſte Weiſe das entgegengeſetzte Intereſſe. Die höhere Geiſtlichkeit wollte den ſtaatsbürgerlichen Vorzügen nicht entſagen, welche ſie dadurch genoß, daß ſie die höchſte geſetzgebende Macht bildete, indem ſie ſich an das ſichtbare Oberhaupt der Kirche anlehnte. Der höhere Adel fürchtete in den Reformirten die Beeinträchtiger ſeiner Vorrechte in Hinſicht des geſetzlichen Antheils, den er an der vollziehenden Macht hatte, und bekämpfte ſie um ſo lieber, weil er nicht nur die werdende Schutzmauer der Souveränität in ihnen zerſtörte, ſondern ſich auch, dem Scheine nach, neue Verdienſte um die Erhaltung der Ordnung und Ruhe erwarb. Die eigentliche Tendenz der Reformation begriff niemand, weil niemand ei-

nen deutlichen Begriff von den Staatsgebrechen hatte, welche der Reformation in Frankreich Eingang verschaffen mußten. Seit Franz dem Ersten hatten alle französischen Könige das Regieren blos als eine Sache des Genusses genommen, und je größer die daraus entstandene Verwirrung und Immoralität war, desto schneller mußte sich eine Parthei finden, die alles wieder in das gehörige Geliese zu bringen wünschte. Wenn sie mehr einen religiösen, als einen politischen Charakter annahm, so hatte dies keinen anderen Grund, als den, daß die Abstellung der überhand nehmenden Misbräuche von der Geistlichkeit ausgehen mußte, diese, der Frömmigkeit entsagend, aber nur dem Reichthum und der Wollust fröhnte. In der That waren die Reformirten der edelste Theil der Franzosen, und Admiral Coligny, der an ihrer Spitze stand, ein eben so einsichtsvoller als rechtschaffener Mann.

Carl der Neunte hatte von allem diesen wenigstens eine Ahnung, weil er die Reformirten bei jeder Gelegenheit in seinen Schutz nahm. Mit Catharina de Medici, seiner Mutter, war dies nicht der Fall; sie sah in den Reformirten nur eine Parthei, welche ihr An-

ſehn untergrub, die ganze Reformation erſchien ihr alſo als ein muthwilliger Frevel an der höchſten Autorität, der nur die allerunglücklichſten Folgen nach ſich ziehen könnte Die übrige Umgebung des Königs dachte nicht beſſer von einer Sache, die ſie als Erſcheinung zu begreifen weit entfernt war. Alle Catholiken ohne Ausnahme wünſchten eine Entdeckung zu machen, wodurch den Anmaßungen der Reformirten einmal für allemal eine bleibende Gränze geſetzt würde. Man ſcheute ſelbſt ein heroiſches Mittel nicht, weil die franzöſiſche Heftigkeit nie das Aeußerſte verſchmäht; allein man hatte nicht Erfindungskraft genug, ein ſolches Mittel auszuſinnen. Den Krieg von neuem anzufangen, war nicht rathſam, weil ſich vorherſehen ließ, daß die Parthei der Reformirten ſich durch den Krieg noch mehr verſtärken und durch die Unterſtützung Spaniens und Englands einen unwiderſtehlichen Nachdruck gewinnen würde: Spaniens, inſofern Philipp der Zweite, wie ſehr er auch Catholik war, alle Urſach hatte, ſich der Reformirten in Frankreich anzunehmen, weil dieſes Reich nur durch einen Bürgerkrieg verhindert werden konnte, den bedrängten Niederländern zu Hülfe zu eilen;

Englands, in ſofern Eliſabeth wünſchen mußte, ihren eigenen Grundſätzen immer mehr Allgemeinheit zu geben, und dadurch dem Handel der Engländer auch in catholiſchen Ländern Eingang zu verſchaffen. Da man ſich alſo auf dem Wege der Gewalt keine glücklichen Erfolge verſprechen konnte, ſo dachte man ſehr natürlich auf den Weg der Liſt. Die Frage war zuletzt nur, wie eine Vertilgung der Reformirten am beſten einzuleiten ſey? Und dieſe Frage mußten die Jeſuiten beantworten.

Obgleich in Frankreich geboren, hatte der Jeſuiten-Orden nach ſeiner erſten Ausbildung dennoch ſehr wenig Eingang in Frankreich gefunden. Von Ignaz Loyola auf das tridentiniſche Concilium geſandt, fanden Lainez und Salmeron Mittel, ſich die Gunſt Wilhelm Duprats, Erzbiſchofs von Clermont, zu erwerben, der ihnen in ſeinem Kirchſprengel ein Collegium verſprach, und es, gleich nach ſeiner Zurückkunft in Frankreich, zu Billon, einer kleinen Stadt in Auvergne, erbauen ließ. Allein kaum hatte ſich Broet mit einigen Schülern daſelbſt niedergelaſſen, als er die Bemerkung machte, daß, den Hof allein ausgenommen, ganz Frankreich gegen den Pabſt erbittert war, und daß

alſo die Geſellſchaft Jeſu auf kein Gedeihen in dieſem großen Reiche rechnen könnte. Dies offenbarte ſich noch mehr, als 1550 der Erzbiſchof von Clermont ſtarb und ein anſehnliches Vermächtniß, wodurch er den Jeſuiten-Orden zu heben hoffte, die Mitglieder deſſelben zwang, aus ihrer Einſamkeit hervorzugehen, um das Erbe zu vindiciren. Man machte gegen ſie das Geſetz gelten, daß kein franzöſiſcher Bürger das Recht habe, einem Nichtbürger ſein Eigenthum zu vermachen. Eine ſolche Schwierigkeit war nur dadurch zu überwinden, daß eine höhere Autorität den Ausſchlag über das Geſetz gab. Zu dieſem Endzweck wandten ſich die Jeſuiten an den Cardinal von Lothringen, der ſich ſchon damals zu Rom aufhielt. Die Verwendung des Cardinals bei Heinrich dem Zweiten blieb nicht ohne Erfolg; allein die Patente des Königs wurden von dem Parlement verworfen, welches mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit auf der Aufrechthaltung eines einmal eingeführten Geſetzes beſtand. Dem Orden blieb für den Augenblick nichts weiter übrig, als ſich in Geduld zu faſſen; da er aber, ohne an ſeiner Beſtimmung zum Verräther zu werden, dem Aufenthalt in Frankreich nicht ent-

ſagen konnte, ſo erſchien er im folgenden Jahre mit neuen Patenten. Jetzt blieb dem Parlemente nichts anderes übrig, als die Sorbonne über die Zuläſſigkeit der Jeſuiten zu befragen. Die Doctoren der Sorbonne verfaßten ein Dekret, worin die Geſellſchaft Jeſu als eine Feindin des kirchlichen Friedens, als eine Aufheberin der übrigen Mönchsorden, als eine Verdreherin des Glaubens erſchien. Je leidenſchaftlicher der Ton des ganzen Dekrets war, deſto mehr Eingang fand es bei dem großen Haufen; und obgleich das Gutachten des Erzbiſchofes von Paris mit kälterem Blute niedergeſchrieben war, ſo ſah die Geſellſchaft ſich dennoch genöthigt, Frankreich für's erſte aufzugeben. Dem Cardinal von Lothringen gelang es, ſie dahin zurück zu führen. Von dieſer Zeit an geſtattete man ihr ein Collegium in Paris, wo ſie unter dem Schutze des Hofes lebte, wiewol ohne öffentlichen Einfluß, eine Verſöhnerin des königlichen und päbſtlichen Intereſſes, in der Regel nur zu geheimen Aufträgen gebraucht.

In Hinſicht des ihr vorgelegten Problems konnte die Geſelſchaft keinen Augenblick zweifelhaft ſeyn, ob ſie ſich unter den obwaltenden

Umſtänden der Auflöſung deſſelben unterziehen ſollte oder nicht; es bedurfte nur einer Zurückerinnerung an ihre Beſtimmung, um dazu hinlänglich geneigt zu werden. Die von mir überbrachten Inſtruktionen aber zeichneten den Weg, den ſie einſchlagen ſollte, auf das allerbeſtimmteſte vor; denn in ihnen hatte der General alle die Verhältniſſe angegeben, welche in's Auge zu faſſen waren, um mit Erfolg einen großen Schlag zu thun. Es war alſo nichts weiter nöthig, als eine Verſammlung zu veranſtalten, in welcher die Sache zur Sprache gebracht wurde, und, nach geendigten Discuſſionen, einem Ausſchuß die Entwerfung des zu befolgenden Planes zu übertragen. Dies geſchah unmittelbar nach der Anfrage, die, wenn ich nicht irre, von der Königin-Mutter ſelbſt kam.

Der Plan, den die Geſellſchaft überreichte, war im Weſentlichen folgender: »Welche Stellung auch die Reformirten annehmen möchten, ſo ſollte die Regierung den einmal eingegangenen Friedensartikeln getreu bleiben. Es käme vor allen Dingen darauf an, den Staatsfeinden recht viel Vertrauen einzuflößen, und zu dieſem Ende konnte man in dem Ausdruck

friedlicher Geſinnungen nicht zu weit gehen. Da bei der Unterhandlung des Friedens von St. Germain en Laye von einer Vermählung des jungen Königs von Navarra mit Margaretha von Valois die Rede geweſen wäre, ſo ſollte man dieſe Vermählung von neuem zur Sprache bringen, um alle Zweifel zu zerſtreuen und die Ausſicht auf einen dauernden Verein zu eröffnen. Den König von Frankreich ſollte man für den Admiral Coligny auf's lebhafteſte intereſſiren, und, wenn ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen beiden entſtände, die Bande der Freundſchaft ſo eng zuſammen ziehen, als es immer möglich wäre. Sobald man den Admiral in Paris hätte, ſollte die Vermählung zwiſchen dem König von Navarra und Margarethen wirklich vollzogen werden. Der größte Theil der Reformirten würde dieſer Vermählung beizuwohnen wünſchen und folglich nach Paris kommen. Dieſer Moment nun wäre es, den man zur Ausführung des großen Werkes wahrnehmen müßte. Durch den Tod des Admirals wäre das Verderben der übrigen Hauptanführer einzuleiten. Einmal im Netze, würden wenige entkommen, und der große Haufen, der bisherigen Leitung beraubt, ohne

große Mühe in ein anderes Geleiſe zu bringen ſeyn. Dieſer Entwurf müßte ſehr geheim gehalten werden, vorzüglich aber dem Könige verborgen bleiben, weil dieſer, wenn alles gehörig gelingen ſollte, von Anfang bis zu Ende nichts anderes ſeyn dürfte, als Werkzeug; ſelbſt in dem entſcheidenden Augenblicke, wo er mit aller Freiheit zu handeln glauben würde, müßte er nur der Leidenſchaft, nicht der Einſicht folgen.«

Die Königin Mutter genehmigte dieſen Plan, den ſie blos dem Marſchall von Retz, einem Liebling des Königs und ihrem Vertrauten, mittheilte. Die Mittel wurden zwiſchen beiden auf das feinſte combinirt, und unmittelbar darauf ſchritt man zur Ausführung.

Es traf ſich, daß Ludwig von Naſſau, Bruder des Prinzen von Oranien, nach Frankreich kam, um Carl den Neunten im Namen der Niederlande um ſeinen Beiſtand gegen den Deſpotismus Spaniens zu erſuchen. Der König kannte Frankreichs Intereſſe allzu gut, um einen ſolchen Antrag abzulehnen; denn erſtlich waren die Niederlande diejenige Provinz, in welcher man Spanien mit dem beſten Erfolge von ſeiner Höhe herabwerfen konnte; zweitens

lag in der Unterſtützung dieſes für ſeine Freiheit und Unabhängigkeit kämpfenden Landes das allerwirkſamſte Mittel, ſich der Gährungsſtoffe zu entledigen, welche den Bürgerkrieg in Frankreich herbeigeführt hatten. Um deſto geſchwinder zum Ziel zu gelangen, erklärte Carl dem Prinzen von Naſſau, daß er zwar bei ſich ſelbſt beſchloſſen habe, den Wunſch der Niederländer zu erfüllen, daß er aber ſein königliches Wort nicht eher geben könnte, als bis er mit dem Admiral Coligni Rückſprache genommen hätte. Von dieſem Augenblick an war die Verſchwörung eingeleitet; denn indem es zu Unterhandlungen mit dem Admiral kommen mußte, brauchte die Königin Mutter nur nicht von dem Könige zu weichen, um den Begebenheiten jede zweckdienliche Richtung zu geben, und ſo das große Werk zu fördern.

Der König ging in der Begleitung ſeiner Mutter und ſeines Hofſtaats gegen den Ausgang des Sommers von Blois nach Touraine, um der Königin von Navarra, die ſich, trotz den Vorſchritten des Hofes in Rückſicht der Vermählung des Prinzen von Bearn mit der Schweſter des Königs, ſehr furchtſam näherte, Vertrauen einzuflößen. Es fand eine Zuſam-

menkunft ſtatt, bei welcher Jeanne d'Albret, außer ihrem Sohne, den Prinzen von Condé und den Admiral Coligni vorſtellte. Schmeichelhafter iſt nie ein Empfang geweſen, als der, den alle dieſe Perſonen erhielten. Indem ſich der Admiral zu den Füßen des Königs niederwarf, rief dieſer aus: Jetzt hab' ich Sie, und weil ich Sie einmal habe, ſo ſollen Sie auch für's Erſte nicht wieder loskommen. »Dies iſt der glücklichſte Tag meines Lebens,« fügte der Monarch mit heiterer Miene hinzu. In gleichem Tone ſprachen die übrigen Mitglieder des Hofes, beſonders die Königin Mutter und der Herzog von Anjou. Der Admiral wurde von allen mit Liebkoſungen überſchüttet.

Man ſprach von der Vermählung des Prinzen von Bearn. Groß waren die Schwierigkeiten, die man dabei zu überwinden hatte; allein je eifriger der König dieſe Verbindung wünſchte, deſto heller wurde die Ausſicht auf eine baldige Vollziehung derſelben. Jeanne d'Albret war außer ſich vor Erſtaunen über eine Gefälligkeit, welche ſie zur Unterdrückung eines Mistrauens zwang, das in ihrem Innern wohnte; allein ſie hörte nicht auf, um ſich her zu blicken, und je ſchärfer ſie die Königin-

Mutter ins Auge faßte, deſto unheimlicher ward ihr zu Muthe. In der That war weder in dem Aeuſſeren noch in dem ganzen Betragen dieſer Frau das Mindeſte enthalten, was Vertrauen einflößen konnte; ihr ganzes Weſen war zurückſtoßend und furchterweckend.

Man ſprach zugleich von dem Feldzug nach Flandern, welcher dem Admiral von allen Seiten her willkommen war. Je genauer der König den Admiral kennen lernte, deſto mehr Vertrauen faßte er zu ihm. Und nichts war natürlicher; denn je mehr der Admiral durch ſeine Redlichkeit und ſeine Einſichten gegen die gewöhnliche Umgebung des Königs abſtach, deſto größer und vortheilhafter mußte der Eindruck ſeyn, den er auf das Gemüth des Monarchen machte. Es gewann ſogar das Anſehn, als ob ſich Carl durch ihn mit den Reformirten noch mehr befreundete, es ſey nun durch die bloße Vorliebe für den Admiral, oder weil ihm dieſer direkte Aufſchlüſſe über die Tendenz der Reformation gab. Kurz: der König konnte ohne den Admiral nicht leben, und als dieſer ſich im Herbſt die Erlaubniß erbat, auf einige Wochen nach Chatillon-ſur-Loing zu gehen, hatte er nicht nur große Schwierigkeiten zu

überwinden, ehe er die Genehmigung des Königs zu dieſer Reiſe erhalten konnte, ſondern er mußte auch, bald nach ſeiner Ankunft, auf den dringendſten Befehl des Königs nach Paris zurück kommen.

Alles dies begünſtigte den Entwurf der Königin-Mutter, des Cardinals von Lothringen und der Geſellſchaft Jeſu. Um dieſen Entwurf aber noch von einer andern Seite her zur Reife zu bringen, widerſetzte ſich die Königin-Mutter dem Wunſch des Königs in Anſehung der Vermählung ſeiner Schweſter mit dem Prinzen von Bearn gar nicht, und der Cardinal von Lothringen erklärte ſich gegen den Portugieſiſchen Geſandten über dieſe Vermählung auf eine Weiſe, welche die Empfindlichkeit des Königs reizen und die Erbitterung, welche er gegen die Guiſen fühlte, noch verſtärken mußte. Je mehr es das Anſehn gewann, als ſollten die Reformirten in der Perſon des Prinzen von Bearn, als königlichen Schwagers, einen mächtigen Beſchützer finden, deſto näher rückte die Kataſtrophe; und es kam jetzt nur noch darauf an, ſie ſo zu leiten, daß ſie in der Folge nicht ein Gegenſtand der Reue werden möchte.

Eine von den allerbeſchwerlichſten Perſonen in dem ganzen Handel war Jeanne d'Albret; denn ihre ſtrengen Sitten ließen durchaus nicht erwarten, daß ſie ſich den Planen der Königin-Mutter fügen oder ein Werk gut heißen würde, das von dem Augenblick an, wo es angefangen war, nothwendig wurde. In einer Berathſchlagung, welche über dieſen Gegenſtand angeſtellt wurde, erſchöpfte man alle Mittel, die Mutter des bearniſchen Prinzen, wie man es nannte, zur Vernunft zu bringen; da aber alle gleich ſchimäriſch waren, ſo erklärte zuletzt die Königin Mutter, daß ſie ſich dieſem Geſchäft allein gewachſen fühlte, daß man ſich alſo darüber keine weitere Sorge machen möchte. In der That war das Mittel, welches ſie anwandte, ſo fein, als wirkſam. Hätte man die Königin von Navarra mit den übrigen Reformirten zu Grunde gehen laſſen; ſo würde man der königlichen Majeſtät einen hohen Grad der Ehrfurcht entriſſen haben, die ſie durch ihre Unverletzbarkeit gebietet. Mit ihr mußte alſo der Anfang gemacht werden. Sobald ſie ſich mit ihrem Sohne zu Paris eingefunden hatte, wurde ſie mit dem vollen Glanz einer Königin-Mutter umgeben.

Die Perſonen aber, welche ſie bedienten, waren ſämmtlich aus dem Gefolge Catharinens und zu jedem noch ſo verabſcheuungswürdigen Geſchäft ſo gut abgerichtet, daß auch die leiſeſte Spur des moraliſchen Gefühls aus ihnen verweht war. Jeanne d'Albret kam um die Mitte des Mai in Paris an; den 9ten Juni war ſie nicht mehr. Sie hatte Gift bekommen, weil ſie in dem allgemeinen Gemetzel, das den Reformirten bevorſtand, nicht verſchont werden konnte, und ihr Untergang in demſelben ein unauslöſchlicher Schandfleck für die Majeſtät geweſen ſeyn würde. Es war ein Parfümeur der Königin-Mutter, welcher ihr dies Gift beibrachte. Wie er es angefangen hat, iſt an und für ſich ſehr gleichgültig; auch weiß ich darüber nichts zu ſagen.

Das Intereſſe des Königs für den Admiral mußte eine Höhe erreichen, wodurch die Königin-Mutter berechtigt wurde, ſich über Zurückſetzung zu beklagen. Um es dahin zu bringen, brauchte man den König nur ſich ſelbſt zu überlaſſen. Seine Unterredungen mit dem Admiral nahmen kein Ende mehr; denn täglich verkehrte er mit ihm über den Feldzug nach Flandern. Daß in dieſen Unterredungen noch an-

dere Gegenstände debattirt wurden, verſteht ſich ganz von ſelbſt. Vorzüglich verweilte man bei dem Ehrgeiz der Guiſen, von welchen mit dem größten Rechte vorausgeſetzt werden konnte, daß ſie ſich jeder Anordnung zum Beſten der Reformirten ſtandhaft widerſetzen würden. Es wurde aber auch das Verhältniß der weltlichen Macht zu der geiſtlichen zur Sprache gebracht, und indem der Admiral dem Könige hierüber ganz neue Aufſchlüſſe gab, konnte er nicht verfehlen, denſelben für das Intereſſe der Sektirer zu gewinnen, das, ſeinen Verſicherungen zufolge, mit dem königlichen nur ein und daſſelbe ſey. Ohne in religiöſe Dogmen einzugehen, fing Carl an, eine Parthei, welche bisher nur verfolgt worden war, in ſeinen Schutz zu nehmen; und da er dies nicht öffentlich thun durfte, wofern er nicht das Aeuſſerſte für ſeine eigene Sicherheit befürchten wollte, ſo offenbarte er ſeine Vorliebe für die Reformirten dadurch, daß er ſie vorzugsweiſe in ſeine Nähe berief.

Im Einverſtändniß mit den Guiſen und Montpenſier, ſuchte die Königin-Mutter die Geſinnungen der Pariſer dadurch zu erforſchen, daß ſich ihre Freunde plötzlich von dem

dem Hofe entfernen mußten. Es zeigte ſich aber nur allzu ſehr, daß dieſe Entfernung auch nicht den unbedeutendſten Eindruck auf die Bewohner der Hauptſtadt machte; nur in dem fanatiſirten Theile des katholiſchen Publikums ſprach man davon, wie unverantwortlich es ſey, daß eine Familie, die ſich ſo große Verdienſte um die Krone erworben habe, ſo wenig in Betrachtung gezogen würde, und daß man, anſtatt den Tod eines Mannes zu rächen, der ſich für die Religion und den Staat aufgeopfert habe, nur darauf bedacht wäre, ſeine Feinde und Mörder mit Wohlthaten zu überſchütten. Dieſe Geſpräche wurden dem Könige hinterbracht; doch, ohne die mindeſte Rückſicht darauf zu nehmen, fuhr dieſer fort, ſich in dem Kreis der Reformirten, welchen die nahe Vermählung des Königs von Navarra mit ſeiner Schweſter um ihn zog, mit ſo viel Heiterkeit und Freiheit zu bewegen, als ob nur von Verſöhnung der Zurückgeſetzten die Rede geweſen wäre.

Um dieſe Zeit hatte ſich der Prinz von Condé mit Maria von Cleve vermählt, und der calviniſtiſche Adel, eben ſo zahlreich als glänzend, die Honneurs bei dieſer Feſtlichkeit verrichtet. Die Vermählung des Königs von Navarra

ſollte unmittelbar auf die des Prinzen folgen. Der Pabſt, der Anfangs ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung verſagt hatte, gab ſie, ſobald der Kardinal von Lothringen und der General des Jeſuiten-Ordens ihm gezeigt hatten, wie wenig dabei für die Grundſätze der römiſchen Kirche zu wagen ſey. Man ſetzte alſo den 18ten Auguſt zur Vollziehung dieſer Vermählung feſt. Die Hauptſtadt befand ſich in der größten Spannung, und Perſonen, welche das Terrain genauer kannten, ſagten mit großer Beſtimmtheit vorher, daß, wenn dieſe Vermählung wirklich zu Stande käme, die Livreen blutroth ſeyn würden. Im Grunde konnten nur diejenigen daran glauben, welche in das Geheimniß eingeweiht waren.

Unterdeſſen erſchien der feſtgeſetzte Tag. Der Kardinal von Bourbon, von dem Pabſte ausdrücklich dazu berechtigt, verrichtete die Trauung unter Ceremonien, welche aus dem Ritual beider Kirchen zuſammengeſetzt waren. Der Schauplatz dieſer Feierlichkeit war die Kathedralkirche. Alle denkenden Einwohner der Hauptſtadt hatten Mühe, dem Zeugniß ihrer Sinne zu trauen. Nur die Anführer der Reformirten waren unbefangen, und Coligni

namentlich ſo ſehr in ſeinen Entwurf eines Feldzuges nach Flandern vertieft, daß er bei'm Anblick der in dieſer Kirche aufgepflanzten Fahnen zu dem Marſchall von Damville ſagte: Sie ſind bei Jarnac und Moncontour genommen, aber ſie ſollen bald durch andere erſetzt werden, die den Augen der Franzoſen angenehmer ſind. Wie der Admiral, eben ſo dachten Teligni, la Rochefoucault, Rohan und andere; denn ihr Vertrauen zu dem König war gränzenlos.

Nach der Trauung der beiden fürſtlichen Perſonen überließ man ſich der ausgelaſſenſten Freude. Die Guiſen und Montpenſier, welche von der Königin-Mutter zurückgerufen waren, wohnten den Feſtlichkeiten bei, welche zur Verherrlichung des 18ten Auguſt veranſtaltet waren. Auffallend für die Reformirten mußte der hohe Grad von Achtung ſeyn, womit man ihren entſchloſſenſten Feinden begegnete. Doch, ſehr Wenige ausgenommen, die ſich plötzlich vom Hofe entfernten, dachten die Uebrigen, in dem Vertrauen auf die Gunſt des Königs, über dieſe Erſcheinung gar nicht nach; am wenigſten der Admiral, deſſen Kopf nur von dem

Gedanken eines Feldzugs nach Flandern eingenommen war.

Die Hauptſchwierigkeit in Hinſicht des zu eröffnenden Feldzugs, war die Herbeiſchaffung der dazu nöthigen Gelder; denn der Bürgerkrieg hatte die Unordnung, welche ſeit undenklichen Zeiten in den franzöſiſchen Finanzen herrſchte, noch vermehrt, oder vielmehr, er hatte ihr den Gipfel aufgeſetzt. Aus dieſem Grunde mußte der Feldzug nach Flandern immer unterbleiben, es ſey denn, daß die Niederländer beträchtliche Summen vorſchoſſen, wozu es ihnen weniger an gutem Willen, als an Vermögen fehlte. Der Admiral aber, der, als Krieger, auf dieſe Nothwendigkeit nicht Rückſicht nehmen wollte, und alles regulirt glaubte, ſobald nur der Operationsplan entworfen war, kam ſehr bald dahin, den Verdacht zu ſchöpfen, als widerſetze ſich die Königin-Mutter mit ihrem Anhange dem Feldzug blos, weil die Idee dazu nicht in ihrem Kopfe entſprungen war. Dieſer Verdacht machte ihn zum Ankläger Katharinens, von welcher er gegen den König behauptete, daß ſie, um allein zu regieren, ſich jedem großen Plan entgegenſetzte; und indem in dieſer Behauptung die förmlichſte Aufforde-

rung zur Abschüttelung eines eben so unwürdigen als unerträglichen Joches lag, führte er die Katastrophe selbst herbei.

Durch Villequier, Desauve und Retz, die Vertrauten des Königs, von dem Eindruck unterrichtet, den die Reden des Admirals auf das Gemüth ihres nach Unabhängigkeit ringenden Sohnes gemacht hatten, verlor die Königin-Mutter keinen Augenblick, den Wirkungen zu begegnen, welche daraus für ihr bisheriges Ansehn entstehen konnten. Den Moment benutzend, wo sich Karl auf einer Jagd von seiner gewöhnlichen Umgebung getrennt hatte, lockte sie ihn in ein benachbartes Schloß, wo sie, unter einem Strom von Thränen, in die bittersten Vorwürfe ausbrach. Erst stellte sie dem König alle die Gefahren vor, die sie um seinetwillen bestanden, und nachdem sie sein Gemüth erweicht und dadurch für jeden Eindruck vorbereitet hatte, setzte sie schluchzend hinzu: »Was soll aus mir werden, wenn diese Ruhestörer die Oberhand gewinnen und sich aller Geschäfte bemächtigen? Was soll aus dem Herzog von Anjou werden, den sie mit so viel Erbitterung verfolgen, weil er ihnen so wesentlichen Abbruch thut? Ich sehe kein anderes

Mittel, ihrer Wuth zu entrinnen, als augenblickliche Rückkehr nach Florenz, und bitte Ew. Majeſtät um die Erlaubniß, den Herzog von Anjou mit mir nehmen zu dürfen.« Durch dieſe Rede in die höchſte Verlegenheit geſetzt, begann der König, ohne in ſeiner Meinung von den Reformirten im mindeſten irre gemacht zu ſeyn, ſeine Mutter um Entſchuldigung zu bitten; aber dieſe, welche alle Urſache hatte, auf nachdrücklichen Maasregeln zu beſtehen, ſpielte die Misvergnügte und zog ſich in ein benachbartes Haus zurück.

Sie zu beſänftigen, folgte ihr der König, nach einer kurzen Ueberlegung, auf dem Fuße nach, und fand ſie in der Geſellſchaft des Herzogs von Anjou und der Herrn von Retz, Deſauve und Tavannes, begriffen in einer Berathſchlagung. Dieſer Anblick machte auf das furchtſame Gemüth des Königs einen weit ſtärkeren Eindruck, als alle Thränen ſeiner Mutter; denn jetzt ſah er ein, daß ſeine perſönliche Sicherheit auf dem Spiele ſtand, und daß er mit der Parthei der Reformirten entweder ſieger oder ſterben müſſe. Verlegen, fragte er die Verſammlung nach den neuen Verbrechen der Calviniſten. Ein jeder diente ihm auf

di ſe Frage nach ſeinem Vermögen, indem er herausſagte, was er von ihren Anſprüchen wußte und nicht wußte. Einige behaupteten: Nicht zufrieden mit der freien Uebung ihrer Religion, wären die Calviniſten nur darauf bedacht, wie ſie die katholiſche verdrängen wollten; andere ſagten: die Reformirten rühmten ſich, den König in ihrer Gewalt zu haben, ſo daß fortan ohne ihre Genehmigung nichts geſchehen könnte. Sichtbar verdroſſen den König dieſe Eröffnungen, welche nicht ganz ungegründet waren; da er aber Einſicht genug hatte, um die Abſicht ehrgeiziger Vaſallen bei dieſen Uebertreibungen zu durchſchauen, ſo begnügte er ſich mit dem Verſprechen, künftig mehr auf ſeiner Huth zu ſeyn.

Jetzt blieb nichts anderes übrig, als Carln und die Calviniſten für immer zu entzweien. In einer Verſammlung, an welcher, außer der Königin-Mutter, dem Herzog von Aumale und dem Herzog von Guiſe, die Herzöge von Nemours, Elbeuf, Nevers und Montpenſier Theil nahmen, wurden die Mittel verabredet; und alle kamen dahin überein, daß, da der Admiral der Stützpunkt wäre, durch welchen ſich die Calviniſten an den König anſchlöſſen, man zu-

nächſt darauf bedacht ſeyn müſſe, dieſen aus dem Wege zu räumen. Der Herzog von Aumale übernahm dies Geſchäft. Ein berüchtigter Meuchelmörder, Namens Maurevel, wurde gedungen, und verſprach, das Attentat am hellen Mittage mit ſo viel Erfolg zu vollbringen, daß den Intereſſenten nichts zu wünſchen übrig bleiben ſollte. Als daher der Admiral den 22ſten Auguſt gegen Mittag, in der Begleitung von funfzehn Edelleuten, von dem Louvre in ſeine Wohnung zurückging, geſchah aus einem Hauſe, welches er paſſiren mußte, hinter einer Gardine hervor ein Schuß auf ihn, der ihm nicht nur den linken Arm zerſchmetterte, ſondern auch den Zeigefinger der rechten Hand abriß. Unerſchrocken blieb der Admiral ſtehen und wies auf das Fenſter hin, aus welchem der Schuß gefallen war. Man ſtieß ohne Zeitverluſt die Thüre des Hauſes ein, aber der Meuchelmörder hatte ſich bereits gerettet. Mit Blut bedeckt und von ſeinen Leuten unterſtützt, begab ſich der Admiral nach Hauſe, wo ſein linker Arm ſogleich verbunden wurde.

Die Vorausſetzung war, daß der Admiral unter Maurevels Streichen fallen ſollte. Da dieſe Vorausſetzung unerfüllt geblieben war, ſo

geriethen die Verſchwornen in keine geringe Verlegenheit. Der König ſpielte gerade Ball, als man ihm die Nachricht von dem Attentat gegen Coligni hinterbrachte. »Soll ich denn nicht einmal Ruhe haben?« ſagte der Monarch, indem er ſeine Raquette voll Wuth von ſich warf. Dieſe Frage und dieſe Geſtikulation zeigten ſehr deutlich an, wie Carl den Vorfall aufnahm. Noch bedenklicher wurde die Lage der Verſchwornen, als ſich die vornehmſten Calviniſten in der Wohnung des Admirals verſammelten, um über den Vorfall zu berathſchlagen. Die Mehrheit war der Meinung, daß man den Erklärungen des Königs nicht länger trauen könnte. Daß die Guiſen bei dieſem Verrath im Spiel wären, wurde um ſo wahrſcheinlicher, je mehr man darüber nachdachte. Die Erbitterung gegen dieſe Urfeinde ſtieg aufs Höchſte. Bewaffnet durchzog man die Straße, in welcher der Admiral wohnte, und drohte, die fürchterlichſte Rache zu nehmen, wofern der König dieſe Schandthat nicht rächen würde. Andere drangen darauf, daß man Paris ſogleich verlaſſen ſollte. Noch andere ſagten nichts; aber ihre düſteren Mienen

kündigten den Groll an, den ſie in ihrem Innern bearbeiteten.

Als man ſich von der erſten Betäubung erholt hatte, beſchloß man, den König anzutreten und Gerechtigkeit zu fordern. Der König von Navarra und der Prinz von Condé übernahmen die Botſchaft. Carl antwortete ihnen, niemand könne mit dem ganzen Vorfall unzufriedner ſeyn, als er; und die Königin-Mutter fügte hinzu, dies Verbrechen griffe den König unmittelbar an, und wenn er es ungeahndet ließe, ſo würde er bald in ſeinem Louvre nicht mehr ſicher ſeyn. Die Prinzen kehrten um ſo vergnügter zu ihrer Parthei zurück, weil man auf der Stelle alle nur möglichen Maasregeln genommen hatte, den Meuchelmörder einzufangen; denn man hatte die Thore der Hauptſtadt verſchließen laſſen, und Commiſſarien mußten alle verdächtigen Häuſer durchſuchen. Noch mehr: der König hatte allen fremden Geſandten erklärt, daß das ſo eben verübte Bubenſtück ihm im höchſten Grade miſfalle, und ſich dadurch gewiſſermaßen vor der ganzen Welt anheiſchig gemacht, es mit Nachdruck zu beſtrafen.

Da Coligni den König zu ſprechen wünſchte,

ſo begab ſich dieſer noch an demſelben Tage in die Wohnung des Verwundeten. Die Königin-Mutter, der Herzog von Anjou, die Marſchälle von Frankreich und viele andere Kronbediente begleiteten ihn dahin. Carl fand den Admiral in einer Faſſung, welche nur großen Charakteren eigen iſt, denen nichts unerwartet kommt, weil ſie gewohnt ſind, das Schickſal unter jeder Geſtalt zu beherrſchen. Der Admiral verſicherte treuherzig, daß ſein Beſtreben immer dahin gegangen ſey, den Frieden im Innern zu erhalten, und daß er die Gottheit ſelbſt darüber zum Zeugen anrufen könnte. Ohne aber hierbei zu verweilen, ſprach er ſogleich von dem Feldzug nach Flandern. Jeder Augenblick ſey koſtbar; der König möchte ſich alſo je eher je lieber erklären. Seiner eigenen Ehre ſey er dies ſchuldig; denn die braven Krieger, welche unter der Anführung des Herrn von Genlis (eines Partheigängers mit geheimer Bewilligung Sr. Majeſtät) ſich in die Niederlande begeben hätten, wären geſchlagen und nach ihrer Niederlage von dem Herzog von Alba als Straßenräuber behandelt worden. Schon ſpöttelte man bei Hofe über den Entwurf zu dieſem Kriege, und der ſpaniſche Staatsrath erfahre

alles, was in dem franzöſiſchen vorgehe.' Der König antwortete hierauf: er habe ihn immer für einen rechtſchaffenen Mann und einen getreuen Unterthan gehalten, und werde die an ihm begangene Unthat zu rächen wiſſen; was alles Uebrige beträfe, ſo erwarte er nur die völlige Wiederherſtellung des Admirals, um ſeine letzten Maasregeln zu nehmen, welche gewiß zu ſeiner Zufriedenheit ausfallen ſollten. Der Beſuch dauerte über eine Stunde, und der König ließ ſich die Kugel zeigen, welche man aus dem linken Arm des Admirals geſchnitten hatte. Die Königin-Mutter wich, die ganze Zeit über, dem Könige nicht von der Seite, um den Admiral in den Schranken zu halten, welche die Achtung für ihre Perſon gebot.

Wäre Coligni von Maurevels Flinte zu Boden geſtreckt worden, ſo würde die Königin-Mutter alles aufgeboten haben, den Guiſen die Ungeſtraftheit zu ſichern, um dadurch die Calviniſten zu einer Erbitterung zu führen, in welcher ſie ihr Verderben fänden. Da Coligni am Leben geblieben war, ſo mußte ſie andere Maasregeln ergreifen, wofern ſie ihres Zwecks nicht ganz verfehlen wollte. Die Calviniſten ſelbſt ſagten ihr, von welcher Art dieſe Maas-

regeln ſeyn müßten; denn indem dieſe nicht aufhörten zu drohen, konnte die eine Gefahr nur durch die andere abgewendet werden. Die Königin-Mutter begab ſich alſo zum König, um ihm zu ſagen, der Urheber des Attentats ſey, ihrer Meinung nach, kein anderer als der Herzog von Guiſe, der den Tod ſeines vor Orleans ermordeten Vaters habe rächen wollen. Doch da ſie ſah, daß die Anſicht ihres Sohnes durch dieſe Vorſtellung ſehr wenig verändert wurde, ſo ſchlug ſie ſogleich einen anderen Weg ein.

Sie entfernte ſich nemlich wieder und ſchickte unmittelbar darauf den Marſchall von Retz an den König ab, um dieſem das ganze Geheimniß zu enthüllen. Dieſer Streich war kühn, aber er that ſeine volle Wirkung. Retz war in der Kunſt der Eröffnung ſehr wohl erfahren. Nach einigen vorläufigen Bekenntniſſen, welche merkwürdig genug waren, um die Aufmerkſamkeit des Königs zu reizen, geſtand alſo der Marſchall, daß die Verwundung des Admirals nicht das Werk des Herzogs von Guiſe allein, ſondern auch das der Königin-Mutter und des Herzogs von Anjou ſey; daß ſie zu dieſem Schritt durch die Hinterliſt der

Rebellen wären genöthigt worden, der es recht eigentlich darauf angelegt hätte, ſie zuſammen in Eine Grube zu ſtürzen; daß man endlich, nachdem die Sache einmal in Gang gebracht worden, nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben könnte, und ſich entweder an die Katholiken anſchließen oder auf einen neuen Bürgerkrieg gefaßt machen müßte. Und kaum war der Marſchall von Retz in ſeiner Eröffnung bis auf dieſen Punkt gekommen, als die Königin-Mutter, begleitet von dem Herzog von Anjou, dem Grafen von Nevers, dem Siegelbewahrer Birague und dem Marſchall Tavannes, in das Zimmer trat, und nicht nur alles beſtätigte, was der Marſchall von Retz gebeichtet hatte, ſondern auch hinzufügte: die Wuth der Calviniſten über die Verwundung des Admirals wäre ſo groß, daß ſie ſich nicht nur an dem Herzog von Guiſe, ſondern an dem König ſelbſt vergreifen würden. Und um aber den König deſto ſicherer zu einem kräftigen Entſchluß zu bewegen, ſagte ſie: Sie wiſſe von guter Hand, daß der Admiral gleich nach ſeiner Verwundung Eilboten nach Deutſchland und der Schweiz geſchickt habe, von wo aus er zwanzigtauſend Mann erwartete. Langten dieſe Truppen wirk-

lich in Frankreich an, ſo begriffe ſie nicht, was ihnen der König in ſeiner gegenwärtigen Entblößung entgegen ſtellen wollte. Sie könnte Sr. Majeſtät aber noch außerdem ſagen, daß die Katholiken, im Fall die Nachſicht des Königs mit den Reformirten noch länger dauerte, feſt entſchloſſen wären, einen General-Capitän zu wählen und einen Offenſiv- und Defenſiv-Bund gegen die Hugenotten zu ſchließen, wo er alsdann ohne alle wahre Macht und Gewalt zwiſchen beiden Partheien ſtehen würde.

Bisher hatte der König widerſtanden, indem er ſeinen eigenen Einſichten folgte. Jetzt aber trat ſeine Jugend und Unerfahrenheit an die Stelle der Einſicht zurück, und die unmittelbare Folge davon war, daß man Mühe hatte, ihn in Zaum und Zügel zu halten. Keine Maasregel war ihm heftig genug, und einmal über das andere rief er aus: »Da einmal der Admiral ſterben müßte, ſo ſollte auch von den übrigen Hugenotten kein Einziger übrig bleiben, der ſich noch beklagen könnte.«

Sobald das königliche Wort ausgeſprochen war, ging die Verſammlung aus einander, um die nöthigen Verhaltungsbefehle zu ertheilen. In das Louvre wurden Waffen gebracht. Die

Guiſen mußten, als wären ſie in Ungnade gefallen, den Hof verlaſſen. Man nahm Liſten von den Reformirten auf, um des Erfolgs deſto ſicherer zu ſeyn. Die Freunde des Admirals baten, um den Zulauf des Volks abzuhalten, um einige Gardiſten, und erhielten deren funfzig, welche den Admiral mehr gefangen halten, als bewachen mußten. Die Calviniſten ſo viel als möglich auf einen Punkt zu vereinigen, befahl man den Katholiken, ihre Wohnungen in der Nachbarſchaft des Admirals an ſie abzutreten. Schweizer von der Garde des Königs von Navarra wurden in des Admirals Wohnung geſtellt, und um der Täuſchung den Gipfel aufzuſetzen, mußte dieſer Fürſt alle ſeine Krieger in dem Louvre verſammeln, damit ſie den König ſelbſt gegen die Angriffe der Guiſen beſchützen möchten.

So viele Vorſichtigkeitsmaasregeln, welche beinahe ohne alle Ausnahme zum Vortheil der Calviniſten zu ſeyn ſchienen, beruhigten die Freunde des Admirals. Nur ſehr wenige drangen noch immer auf Entfernung aus Paris. Dieſen widerſetzte ſich Coligny mit der Standhaftigkeit eines rechtſchaffenen Mannes, indem er erklärte, daß er lieber ſterben, als

dem

dem königlichen Wort mistrauen wollte. In demſelben Sinne ſprachen Teligni und la Rochefoucault, deren treuherzige Beredſamkeit jeden Argwohn beſtritt und ein Vertrauen zurück rief, das nicht vorhanden war und deſſen Entſtehung ein Blick auf die Jugend des Königs verhindern mußte.

Mit dem Einbruch der Nacht kamen die Guiſen heimlich in die Hauptſtadt zurück Gegen Mitternacht beſchied der Herzog von Guiſe die Hauptleute der katholiſchen Schweizergarde des Königs und die der franzöſiſchen Truppen zu ſich, und eröffnete ihnen, was im Werke ſey. Zugleich erhielten die Stadthauptleute den Befehl, die Bürger zu bewaffnen und um das Stadthaus zu verſammlen. Einige derſelben zitterten bei dem Anmuthen, das Schwerdt gegen ihre Mitbürger zu ziehen; doch Tavannes bedrohte ſie mit der Ungnade des Königs, und mehr bedurfte es nicht, um eine Entſchloſſenheit ins Leben zu rufen, welche über alle Compunctionen den Ausſchlag gab. Um die Mörder von den Schlachtopfern zu unterſcheiden, mußten ſich die Katholiken mit einer weißen Binde um den Arm und einem weißen Kreuz an dem Huth verſehen. All-

wurden auf das Signal aufmerkſam gemacht, das der König ſelbſt geben würde.

In dumpfer Stille wurden dieſe Anſtalten gemacht. Das Gemüth des Königs war indeß in den heftigſten Bewegungen. La Rochefoucault wollte ſich entfernen. Karl, der ihn liebte und ihn daher zu retten wünſchte, ſuchte ihn zu bereden, daß er im Louvre bleiben möchte. La Rochefoucault entſchuldigte ſich mit dringenden Geſchäften, und Karl entließ ihn unter einem tiefen Seufzer, welcher ſehr deutlich ſagte, wie ſchwer ihm die Unterdrückung ſeiner natürlichen Gefühle wurde. Früher war beſchloſſen worden, daß der König von Navarra und der Prinz von Condé verſchont bleiben ſollten, und beide hatten ſich bereits zur Ruhe begeben. Immer näher rückte der Augenblick, wo das Signal gegeben werden mußte. Der König zagte. Seine Mutter, die ihm nicht von der Seite wich, ſprach ihm Muth ein, und ihre Vorſtellung, daß ſein Zaudern das Verderben ſeiner Soldaten werden könnte, verwandelte die Furcht in Entſchloſſenheit. Die Glocke des Pallaſtes wurde alſo angezogen. Auf dieſen Schall ſetzten ſich Aumale und Angouleme mit ihren Truppen in Bewegung nach der Straße

wo Coligni wohnte. Man klopfte an die Thür, welche geöffnet wurde. Niedergehauen wurde der Thürſteher, der die Schlüſſel überreicht hatte. Drei franzöſiſche Oberſten, begleitet von Petracci, einem Sieneſer, und Beme, einem Deutſchen, eilten die Treppe hinauf. Sobald der Admiral einſah, worauf es ankam, verließ er das Bette und beſchwor ſeine ganze Umgebung, ſich durch die Flucht zu retten. Die Schweizer des Königs von Navarra entfernten ſich ſogleich. Er ſelbſt öffnete hierauf die Thür ſeines Zimmers. »Biſt du der Admiral?« donnerte ihn Beme's Stimme an. »Ich bin es,« antwortete Coligni; und in demſelben Augenblick erhielt er einen Stich durch den Leib und einen betäubenden Schlag auf den Kopf. Er ſank zu Boden, und wiederholte Säbelhiebe vernichteten den letzten Lebensreſt in ihm Aus dem Fenſter riefen die Mörder den draußen harrenden Anführern zu, daß der Hauptſchlag geſchehen ſey. Angouleme wollte es nicht glauben. Sogleich ſtürzte man den Leichnam auf die Gaſſe. Angouleme wiſchte ihm das Blut aus dem Geſicht und rief mit kannibaliſcher Freude aus: »Ja, ich erkenne dich!« Dann trat er ihn mit Füßen, und dann wandte er

ſich an ſeine Soldaten, welche er aufmunterte, frohen Muthes zu ſeyn, weil das Schwerſte bereits vollbracht ſey.

Während dies vorging, erſchreckte ein Piſtolenſchuß den König und ſeine ganze Umgebung ſo ſehr, daß man einen Edelmann an den Herzog von Guiſe mit dem Auftrag abſandte, nichts gegen den Admiral zu unternehmen. Der Edelmann kam zu ſpät; denn Coligni lag bei ſeiner Ankunft ſchon unter Angouleme's Füßen. Das angefangene Werk mußte nun vollendet werden. Der Aufruhr, in welchen das Signal die Katholiken geſetzt hatte, zog die Calviniſten aus ihren Wohnungen. Halbnackt und ohne Waffen, liefen ſie in den Straßen der Hauptſtadt umher. Diejenigen von ihnen, welche der Wohnung des Admirals zueilten, wurden von den Truppen niedergehauen, welche vor dieſer Wohnung ausgeſtellt waren. Wollten ſie ſich in das Louvre retten, ſo trieb ſie die Wache durch Pikenſtöße und Flintenſchüſſe zurück. Auf ihrer Flucht konnten ſie nicht verfehlen auf die Soldaten des Herzogs von Guiſe oder auf die Bürgerkompagnien zu ſtoßen, und beide metzelten mit gleicher Wuth alles nieder, was keine weiß

Binde um den Arm trug. Aus den Straßen drang man in die Häuſer. Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, Kinder ſogar, wurden ohne Erbarmen niedergeſtoßen. Das Blut floß in Strömen, und die Luft erſcholl von dem Gebrüll der Mörder und dem Jammergeheul der Schlachtopfer. Fliehende wurden über die Dächer hin verfolgt, auf welche ſie ſich, von einem Hauſe zum andern ſpringend, gerettet hatten. Kein Widerſtand! Ueberall die Allmacht des Todesengels!

Unterdeſſen wurde im Louvre eine zweite Scene eröffnet. Sobald der König von Navarra und der Prinz von Condé in Sicherheit gebracht waren, führte man ihre Umgebung in den Hof des Pallaſtes. Hier wurden ſie von dem Schwerdt ihrer Mörder in Empfang genommen. Vergeblich richteten ſie Augen und Hände zu dem König empor, der, dem Gemezzel zuſehend, im Fenſter lag; vergeblich überſchütteten ſie ihn mit dem Vorwurf der Treuloſigkeit, als ſie ſahen, daß er ungerührt blieb; ſie wurden ohne Erbarmen niedergemacht. Ein gewiſſer de Piles rief: »Iſt das des Königs Wort? das der Friede, den er uns gelobt hat?« warf mit der Faſſung der Verzweiflung ſeinen

Mantel ab, und fiel von tauſend Stichen durchbohrt. In dieſem Gemetzel fielen die vertrauteſten Freunde des Königs von Navarra, ſogar ſein Kanzler und ſein Hofmeiſter. »Blut! Blut!« rief der mitleidsloſe Lavannes; »denn die Aerzte verſichern, daß der Aderlaß im Auguſt eben ſo nützlich iſt, als im Mai.« Es bedurfte aber ſolcher Aufmunterungen nicht; denn nachdem das Gemetzel einmal angefangen war, konnte nur die phyſiſche Ermattung ein Ziel ſetzen; und ich erinnere mich in den nächſten Tagen einen Goldſchmidt Namens Cruce geſprochen zu haben, der ſeinen entblößten, blutbefleckten Arm mit der Verſicherung zeigte, daß dieſer Arm in einem einzigen Tage vierhundert Calviniſten gemordet hätte. Kinder ſogar ermordeten Kinder.

Die Sonne erhob ſich, die grauſenvolle Scene zu beleuchten. Paris glich einem Schlachtfelde, und mehr als fürchterlich war der Anblick Leichenbeſäeter Straßen. Doch dies verminderte die Wuth der Mörder nicht. Während hier verſtümmelte Körper aus den Fenſtern auf die Straße geworfen, dort Leichen auf Karren in die Seine geſchleppt wurden, ſetzte man das Mordgeſchäft in allen Theilen

der Stadt mit Eifer fort. Drei Tage hindurch dauerte dieſe Raſerei. Das Jeſuitercollegium in welchem ich wohnte, war unterdeſſen der Wohnſitz des Friedens. Tauſende baten um Aufnahme in daſſelbe, um dem Mordſtahl ihrer Feinde zu entrinnen; aber ſie wurden abgewieſen, weil ſich der Orden nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſetzen konnte. Zu ihnen gehörte auch der berühmte Ramus, den ich während meines Aufenthalts in der Hauptſtadt Frankreichs als Bekämpfer der ſcholaſtiſchen Philoſophie liebgewonnen hatte. Ich that, was in meinen Kräften ſtand, die Mitglieder der Geſellſchaft für ihn zu beſtechen, aber ich erreichte meinen Endzweck nicht; und kaum hatte er ſich um zwanzig Schritte von dem Collegium entfernt, als ich ihn niedermachen ſah. Meine Thränen floſſen bei dieſem erſchütternden Anblick, weil es unendlich leichter iſt das Einzelne zu beweinen, als das Allgemeine, das durch ſeine Größe nur erſchüttern, aber nicht rühren kann.

Was in der Hauptſtadt geſchah, erfolgte mit gleicher Grauſamkeit in den Provinzen. Nur ſehr wenige Gouvernöre hatten den Muth, ſich dem königlichen Befehl zu wider-

ſetzen. Dieſe Wenigen waren der Graf von Tendes, Gouvernör von Provence; Gordes, Gouvernör vom Delphinat; Chabot-Charni, Gouvernör von Bourgogne u. ſ. w. Selbſt der Biſchof von Liſieux bekämpfte die Maasregel der Regierung und rettete durch Aufſchub die Calviniſten ſeiner Stadt und ſeines Sprengels. Der Vice-Graf von Ortha, Kommandant von Bajonne, ſchrieb dem König zurück: »Ich habe Ew. Majeſtät Befehl, ſo wie Ihren getreuen Unterthanen, ſo auch den Soldaten dieſer Garniſon mitgetheilt. Gute Bürger und brave Soldaten hab' ich in Menge unter ihnen gefunden, aber keinen einzigen Henkersknecht: und bitten ſie Ew. Maj. mit mir, unſere Arme und unſer Leben zu Dingen zu verbrauchen, welche in ſich möglich ſind, wie gefährlich ſie auch im Uebrigen ſeyn mögen.« Ich führe dies blos an, um zu beweiſen, daß die Bartholomäusnacht unmöglich geweſen ſeyn würde, hätte ſie von dem franzöſiſchen Adel und der franzöſiſchen Geiſtlichkeit allein ausgehen ſollen.

Die Zahl der in der Hauptſtadt erſchlagenen Calviniſten vermag ich nicht mit Genauigkeit anzugeben; aber nachdem das Gemetzel ge-

endigt war, ſuchte die Regierung es zu Gelderwerb zu benutzen. Groß war die Beute, welche die Mörder gemacht hatten. Um nun dieſe Beute in ihre Hände zu bekommen, gab die Regierung den Mördern die Poſten der Erſchlagenen, doch ſo, daß ſie dafür das Doppelte und Dreifache von dem bezahlen mußten, was die Calviniſten bezahlt hatten. Auf dieſe Weiſe gewann die ganze Verſchwörung das Anſehn einer Finanzſpeculation; und es läßt ſich leicht erachten, wie unvortheilhaft dies der Regierung war. Vergeblich erſchöpfte ſich die Schmeichelei, um der blutigen That den Anſtrich der Rechtlichkeit zu geben; vergeblich ſchlug man eine Medaille, auf deren rechter Seite das Bildniß des Königs mit der Umſchrift: Karl, Sieger der Rebellen, zu ſehen war, und deren Kehrſeite einen Herkules mit einer Fackel in der einen und einer Keule in der andern Hand darſtellte; vergeblich erſchien der König zu einem glänzenden Lit de Juſtice im Parlement, um dem gemordeten, verſtümmelten und an den Galgen gehängten Admiral einen förmlichen Proceß zu machen. Dies alles beſlach das Urtheil des Volks nicht mehr. Dieſes begann eine Regierung zu verabſcheuen,

welche ihre Zuflucht zu ſolchen Mitteln nehmen mußte; und da der König und die Königin-Mutter ihm unerreichbar waren, ſo ließ es ſeinen Unwillen an den Guiſen aus, die ſich nicht ſehen laſſen durften, ohne ausgeziſcht zu werden. Aus dem Norden her erſcholl die lauteſte Misbilligung der Bartholomäusnacht; und in dieſe Misbilligung ſtimmte ſogar der Kaiſer Maximilian, wiewol Karl ſein Eidam war. Selbſt Spanien tadelte dieſe ungeheure Maasregel *). Nur der Pabſt und der Cardinal von Lothringen triumphirten; der erſtere, weil die Zahl ſeiner Widerſacher ſich ſo weſentlich in einem Lande vermindert hatte, in welchem die Reformation nicht Wurzel faſſen konnte, ohne die römiſche Kirche zu zerſtören; der letztere, weil ein Entwurf, der in ſeinem Kopf entſprungen war, einen ſo glänzenden Ausgang für ſeine Wünſche gehabt hatte. In einer feierlichen Verſammlung von Kardinälen und Prälaten machte der Pabſt die Nachricht von der allge-

*) Unter andern ſagte der junge Herzog von Infantado: Como, diablo, puede ser, que, pues que son Franceses y asi Christianos, se maten como bestias?

meinen Ermordung der Calviniſten bekannt, und zum Bekenntniß der lebhaften Freude über dieſe glückliche Begebenheit wurden nicht nur die Kanonen auf der Engelsburg gelöſet, ſondern auch die jährliche Feier der heiligen Bartholomäusnacht dekretirt. Der Kardinal von Lothringen ſchenkte dem Ueberbringer der Botſchaft tauſend Scudi.

Mir ging es in dieſer Angelegenheit, wie allen Anfängern in der Politik; ich glaubte nicht eher an die Wirkſamkeit der Mittel, als bis ich die Wirkungen ſah. Sobald indeſſen die Sache zu Stande gebracht war, unterlag ich meiner Menſchlichkeit. Vergeblich ſuchte ich mich durch Vorſtellungen von Amt und Pflicht zu beruhigen; vergeblich rief ich in mein Gedächtniß zurück, was Renzo Ceni mir bei meinem erſten Eintritt in Rom geſagt hatte: Ich hörte deshalb nicht auf, mich als das Werkzeug einer zerſtörenden Macht unglücklich zu fühlen. Mehr als einmal verfluchte ich das Schickſal, das mich mit unauflöslichen Banden an einen Orden gefeſſelt hatte, der den blinden Gehorſam zur höchſten Tugend erhebt. Es gab Augenblicke, wo ich der Verzweiflung nahe war; denn meine Schwermuth wurde um ſo

tiefer, weil niemand vorhanden war, den ich zum Vertrauten meiner Gefühle machen konnte, wofern ich mich nicht selbst für ein schlechtes Mitglied des Ordens erklären wollte. Die Gefühllosigkeit meiner Ordensbrüder war um so größer, weil sie sich noch immer der Schwierigkeiten erinnerten, welche dem Orden bei seiner ersten Niederlassung in Frankreich gemacht waren; Schwierigkeiten, die gegenwärtig auf die Rechnung der Calviniſten geſetzt wurden. Dazu kam aber noch, daß der Wille des Generals bei den Meiſten die Stelle des Gewiſſens vertrat, und daß ſie alles, was der römiſchen Kirche frommte, in vollem Ernſt für gut und löblich hielten.

Unter dieſen Umſtänden konnte ich nur durch eine Krankheit Erleichterung bekommen. Sie blieb nicht lange aus; und ein hitziges Fieber drohte meinem Leben ein Ende zu machen. Ich ſelber wünſchte es, weil ich nicht begriff, wie noch irgend etwas dies Leben erheitern könnte. Gleichwol genas ich durch die Geſchicklichkeit eines Arztes, der dem Orden angehörte. Da die phyſiſchen Kräfte nicht erſchöpft werden können, ohne die Wirkſamkeit der geiſtigen zu vermindern; ſo hatte ich von dieſer Krankheit

wenigſtens den Vortheil, daß ich ſchwächer empfand und folglich ruhiger verabſcheute.

Es iſt dem Menſchen natürlich, zu glauben, daß er ſeinem inneren Zuſtand durch Veränderung ſeiner Lage entfliehen könne; und dieſer Inſtinkt iſt ein ſehr richtiger. Kaum war ich alſo einigermaßen wieder hergeſtellt, als ich ernſtlich darauf bedacht war, eine Bühne zu verlaſſen, auf der ich mir nie gefallen konnte. Nach Italien wollte ich indeſſen nicht wieder zurück, weil ich vorherſehen konnte, daß der Anblick des Generals und des Kardinals von Lothringen mir unerträglich ſeyn, und ihre Lobeserhebungen mich vollends zu Boden drücken würden. Da es mein feſter Entſchluß war, allem Pragmatiſiren in der Welt für immer zu entſagen, ſo leitete ich es dahin ein, daß man glauben mußte, ich werde dem Orden als Denker und Schriftſteller größere Dienſte leiſten; und ſobald dieſer Glaube vorhanden war, erfolgte die Erlaubniß zu einer Rückkehr in mein Vaterland von ſelbſt, weil mir nur dieſes alle die Bequemlichkeiten gewähren konnte, deren ich bedurfte, um den Wiſſenſchaften mit Erfolg obzuliegen.

Ich trat meine Reiſe nach Spanien im

Frühling des Jahres 1573 zu Fuße an. Auf dem einſamen Wege durch die Pyrenäen hatte ich Muße genug, über das Geſchehene nachzudenken; und da ich während meines zweijährigen Aufenthalts in Paris Frankreich hinlänglich kennen gelernt hatte, um in den Gebrechen deſſelben die Möglichkeit der Bartholomäusnacht zu begreifen; ſo ſchien mir der Entwickelungsgang folgender:

Ein höheres Maaß von Unumſchränktheit zu gewinnen, hatte Ludwig der Eilfte, gerade wie Ferdinand der Fünfte, Gewalt und Liſt gebraucht, um die Großen des Reichs zur Unterwerfung zu bringen. Es war ihm mit dieſem Verſuch gelungen, und nichts hatte ſeinen Endzweck mehr befördert, als das unter Karl dem Siebenten errichtete ſtehende Heer. Seinen Nachfolgern war es aufbehalten, in ſeine Fußſtapfen zu treten; da ſie aber der Meinung weniger trotzten, ſo verſuchten ſie auf dem Wege der bloßen Liſt zu Stande zu bringen, was immer nur das Reſultat der Gewalt und Liſt zuſammen ſeyn konnte. Der Geiſt der Chevallerie war noch nicht ganz verflogen. Dieſen benutzten ſie, um zur Souveränität empor zu ſteigen, auf folgende Weiſe: Es wurde ein

Damenhof gebildet, der aus den ſchönſten und geiſtreichſten Frauen ihrer Zeit zuſammengeſetzt war, und die Beſtimmung dieſes Damenhofes war keine andere, als die kräftigſten Männer an die Perſon des Königs durch die Allmacht der Liebe zu feſſeln. Dieſes Inſtitut that ſeine Wirkung, ſo lange der Geiſt der Chevallerie vorhielt, welcher ſehr weſentlich an das alte Feudalſyſtem gebunden war, und folglich mit dieſem zu Grunde gehen mußte. So lange Anna von Bretagne, Ludwigs des Zwölften Gemahlin, an der Spitze des Damenhofes ſtand, hatte Frankreich ſeine Bayards: ſobald aber dieſe herrliche Königin nicht mehr war, erhielt es ſeine Bourbons. Die Urſache dieſer Erſcheinung konnte keine andere ſeyn, als die, daß der Damenhof, mit öffentlicher Verleugnung aller Sittſamkeit, der Mittelpunkt der Intrigue wurde und in einen Harem ausartete. Wer kennt nicht Franzens des Erſten Ausſchweifungen, und wer weiß nicht, daß eine Cabale ſeiner Mutter die nächſte Veranlaſſung zu den mannichfaltigen Revolutionen wurde, welche Frankreich durch den Abfall des Connetable von Bourbon in ſeinem Inneren litt? Unter Heinrich dem Zweiten und deſſen näch-

ſten Nachfolgern, Franz dem Zweiten und Karl dem Neunten, entwickelte ſich der Geiſt der Wolluſt und Intrigue bis zur gänzlichen Auflöſung aller Scham und aller Moralität. Vierzig Jahre hindurch war Katharina de Medici der belebende Geiſt des franzöſiſchen Hofes. Als Heinrichs des Zweiten Gemahlin, mißbrauchte ſie die königliche Gewalt bis zur Erſchöpfung aller Hülfsquellen; aber als Königin-Mutter wurde ſie die Verderberin des Nationalcharakters. Der Damenhof, mit welchem ſie ſich umgab, beſtand zum mindeſten aus dreihundert Frauen und Jungfrauen, die ſie überall begleiteten; ein groſſes fliegendes Bordell, in welches jeder Zutritt hatte, der Katharinen mit Kopf oder Arm zu dienen verſprach. Daſſelbe Mittel, wodurch man, ein Jahrhundert früher, die gröſſten Wirkungen in Hinſicht auf die Souveränität der franzöſiſchen Könige hervorgebracht hatte, vernichtete jetzt dieſelbe, indem es die Achtung untergrub, von welcher alle Macht ausgeht. Es war die an dem Hofe herrſchende Sittenloſigkeit, welche der Reformation die Pforten Frankreichs eröffnete; denn alle, die ſich von der Regierung zurückgeſetzt fühlten, konnten ſich nicht beſſer geltend

machen,

machen, als durch das Bekenntniß einer Lehre, welche ſtrenge Sitten und einen unbeſcholtenen Lebenswandel forderte. So entſtand, nach und nach, ein Staat im Staate, der um ſo gefährlicher wurde, je ſchneller er anwuchs. Was man auch zum Vortheil der Toleranz ſagen mag, ſo waren Frankreichs Könige nicht im Stande, dieſe Toleranz auszuüben; ihre Macht reichte dazu nicht aus, indem ſie davon noch allzu viel an mächtige Vaſallen abgeben mußten, wenn ſie unbefehdet bleiben wollten. Die kirchliche Disciplin blieb alſo ein ſo weſentlicher Theil der allgemeinen Staatspolizey, daß diejenigen, welche ſich ihr zu entziehen ſuchten, für nichts beſſeres gehalten werden konnten, als für Staatsfeinde. Im Grunde war das Streben der Calviniſten nichts anderes, als das allgemeine Streben nach einer Freiheit, die der Menſch nie aufgeben kann, ohne ſeiner Würde zu entſagen. Davon aber hatte die Regierung auch nicht die geringſte Ahnung. Indem ſie nun etwas halten wollte, das ſich nicht mehr halten ließ, brachen die erſten Funken des Bürgerkrieges unter Franz dem Zweiten aus. Die Regierung ſeines Nachfolgers war ganz dazu geeignet, das Uebel zu verſchlim-

mern. Die Königin-Mutter, einzig damit beſchäftigt, ihr Anſehn aufrecht zu erhalten, bewaffnete die katholiſche Parthei gegen die proteſtantiſche, die Guiſen gegen die Bourbons. Die Schlachten bei Dreux, St. Denis, Jarnac und Montcontour ſteigerten die Erbitterung der Partheien; und ſo wurde es möglich, daß ein Paar Jeſuiten, als Werkzeuge eines ehrgeizigen Kardinals und eines auf Grundſätze haltenden Generals, die Anſtifter eines Gemetzels werden konnten, das eine menſchliche Nachkommenſchaft kaum begreifen wird. Nie hätte eine Bluthochzeit ſtatt gefunden, hätten Frankreichs Könige, nach dem Beiſpiel Ludwigs des Eilften, nur immer auf Vermehrung ihres Anſehens gedacht, d. h. hätte eine einſichtsvolle Verwaltung der Staatskräfte ihnen die Mittel gegeben, an die Stelle der kirchlichen Disziplin ein umfaſſenderes Polizeiſyſtem in einem ſtehenden Heere zu ſetzen. Die metaphyſiſche Macht des Aberglaubens verträgt ſich nicht mit der blos phyſiſchen; und ſollen beide vereinigt werden, ſo kann daraus nur ein verderblicher Conflikt entſtehen, deſſen Ausgang gänzlich von der Ueberlegenheit der einen oder der anderen dieſer Mächte abhängt. In Hin-

ſicht der metaphyſiſchen muß man noch bemerken, daß ſie, um obzuſiegen, nur vernichten kann, welches die phyſiſche nicht nöthig hat, weil ſie nur auf Unterwerfung dringt, und dieſe zu erhalten nicht verfehlet, wenn ſie kräftig genug iſt, ihre Feindin zu überwinden. Da ſich in dem vorliegenden Fall die phyſiſche (königliche) Macht zur Dienſtmagd der metaphyſiſchen (päbſtlichen) herabwürdigte, ſo konnten die Folgen der Bluthochzeit nicht anders als verderblich für die franzöſiſchen Könige werden; und obgleich bis zu dem Augenblick, wo ich dieſes ſchreibe (Mai 1819), bereits zwey franzöſiſche Könige durch die Hand des Fanatismus gefallen ſind, ſo können doch die ſchrecklichen Folgen der durch Karl IX. verletzten phyſiſchen Macht nicht eher aufhören, als bis das Volk ſelbſt ſich förmlich an den Königen gerächt hat und eine neue Ordnung der Dinge, wodurch die metaphyſiſche Macht in bleibende Gränzen zurückgewieſen wird, an die Stelle der bisherigen Unordnung getreten iſt.

Sechſtes Buch.

Ich habe nun nur noch die Geſchichte meiner Ideen zu ſchreiben; ſie wird aber für verſtändige Leſer nicht der unintereſſanteſte Theil der Geſchichte meines Lebens ſeyn. Auch das Denken iſt eine Art des Handelns, und diejenigen haben nicht immer am meiſten gelebt, die in der Welt am meiſten pragmatiſirt haben; denn mit dem Pragmatiſiren iſt die Wiederkehr deſſelben Geſchäfts gewöhnlich ſo unauflöslich verbunden, daß es ſelten die Mühe belohnt, darüber ausführlich zu ſeyn.

Mit Vergnügen erinnere ich mich noch immer meiner Wanderung von Paris nach Alcala de Henarez. Sie war nicht ohne alle Beſchwerden; allein wie hätte ich dieſe tief empfinden können, da ich den Greueln eines Bürgerkrieges entrann, die mich mit Abſcheu erfüllt hatten? Je mehr mein Blut in Bewegung kam, deſto lebhafter wurden meine Ideen, und die Wiederkehr des Frühlings trug gewiß nicht wenig dazu bei, mich nach und

nach ganz wieder aufzuheitern. Warum iſt es nicht möglich gehend zu ſchreiben? Das Beſte, was aus meiner Feder fließen konnte, würde auf dieſer Reiſe daraus gefloſſen ſeyn, wär' ich im Stande geweſen, es aufzuzeichnen. Was man auch von der Fixirung der Ideen Gutes ſagen mag; es iſt unmöglich, dieſe immer beweglichen, jegliche Geſtalt und Farbe annehmenden Erſcheinungen unſeres Bewußtſeyns ſo feſtzuhalten, daß nichts davon verloren ginge; und was die innere Gluth betrift, aus welcher ſie hervorgehen, ſo iſt es vollends unmöglich, ſie, am Schreibepult ſitzend, zu concentriren.

Nach meiner Ankunft in Alcala de Henarez dachte ich nur darauf, wie ich meine Freiheit behaupten wollte. Dies konnte nur dann geſchehen, wenn ich eine Art von Thätigkeit ergriff, wodurch ich dem Orden nützlich wurde, ohne ihm noch länger in meiner bisherigen Eigenſchaft zu dienen; und da Schriftſtellerei mir das einzige Mittel zur Erreichung meines Endzwecks ſchien, ſo ergriff ich dies Mittel mit derjenigen Heftigkeit des Gemüths, welche allen Perſonen eigen iſt, die mit einem höheren Grade von Energie ſich in ih-

rem bisherigen Wirkungskreiſe übel befunden haben.

Mit Bedauern hatte ich ſowohl in Italien, als in Frankreich davon ſprechen gehört, daß es keine allgemeine Geſchichte Spaniens gäbe. Den kühnen Entſchluß eine ſolche Geſchichte zu ſchreiben, faßte ich jetzt um ſo lieber, weil ich mir berechnen konnte, daß ich über der Ausarbeitung dieſes Werkes ein Alter erreichen würde, das mich den Veteranen des Ordens zugeſellete, an welche man keine weiteren Anſprüche macht. Ihn auszuführen, fing ich ohne Verzug an, die nöthigen Materialien zu ſammeln; und ſchon war ich ſo weit vorgerückt, daß ich ſie ordnen wollte, als ich an dieſer Arbeit noch einmal auf Jahr und Tag verhindert wurde.

Wer nie in einem Orden gelebt hat, kann ſich ſchwerlich einen angemeſſenen Begriff von dem Neide machen, womit alle zu demſelben gehörigen Individuen dasjenige Mitglied verfolgen, das im Begriff ſteht, den einen oder den anderen Vorzug zu gewinnen, wäre dieſer auch noch ſo ſcheinbar. Zwar iſt durch die ganze Organiſation des Jeſuiten-Ordens auf die Unterdrückung dieſes Neides hingear-

beitet, und die Folge dieſer Organiſation iſt immer die geweſen, daß in dieſem Orden der Neid noch am ſchwächſten wirkt; allein deshalb iſt doch nicht alle Cabale von den Jeſuiten gewichen. Ich hatte, als ich nach Spanien zurückkam, ein Alter von ſechs und [illegible] Jahren erreicht; und da mich dieſes Alter nicht zu einem Leben berechtigte, wodurch ich den ſogenannten ſchwereren Arbeiten entſagte, ſo ſpürten meine Ordensbrüder den Bewegungsgründen nach, die mich in meinen Beſtrebungen leiten möchten. Freilich konnten ſie ſich keinen Begriff von meinem Abſcheu vor allen prieſterlichen Geſchäften machen; allein ſie trafen deſto ſicherer ins Ziel, wenn ſie in meinen Anſtalten ein Ringen nach Unabhängigkeit erblickten; und dieſem Ringen ſich entgegen bäumend, ruheten ſie nicht eher, als bis ſie mich bei dem Provinzial verdächtig gemacht hatten. Von meiner Seite war Widerſtreben, aus allen Gründen, unmöglich; denn ſo lange ich dem Orden angehörte, war und blieb Gehorſam meine erſte Tugend. Mir blieb alſo nichts anderes übrig, als die Richtung abzuwarten, die mir der Provinzial zu geben für gut befinden würde; und ſo war

es nur allzu bald entſchieden, daß ich als Miſſionar oder Bußprediger in Spanien gebraucht werden ſollte.

Abgeſehen davon, daß das Geſchäft eines Bußpredigers für mich ſelbſt eine Pönitenz war, eignete ich mich im Übrigen nicht ganz ſchlecht dazu. Meine Geſtalt anlangend, ſo war ich groß genug, um Spaniern zu gebieten, welche in der Regel nur klein ſind. In meinem ganzen Weſen lag ein Ernſt, der, obgleich urſprünglich durch die Erziehung des Inſtituts hervorgebracht, durch nachfolgende Schickſale und Erfahrungen, etwas Unbeſiegliches und Eiſernes erhalten hatte. Das Disputiren vor großen Verſammlungen hatte meinem Sprachorgan einen Umfang gegeben, wie man es einem Bußprediger nur immer wünſchen kann. Zu allen dieſen Eigenſchaften aber kam ein lebhaftes Vorſtellungsvermögen und eine Beredſamkeit, wie man ſie ſelten antrifft. Fehlte mir etwas, ſo war es der Glaube. Man muß von den Wahrheiten überzeugt ſeyn, wovon man andere überzeugen will; dieſe Überzeugung aber war nicht mehr in mir; um ein ganz ehrlicher Bußprediger zu werden, hätte ich nie nach Italien und Frank-

reich reisen müssen. Doch es konnte nicht fehlen, daß dieser Glaube sich nach und nach bei mir einfand. Es war mein Geschäft selbst, das ihn erzeugte. Dieses Geschäft besteht recht eigentlich darin, den ganzen Menschen aufzuregen; und da sich die Menschen gern aufregen lassen, und sich folglich in ungemeßner Anzahl zu dem Bußprediger drängen, so versetzt der bloße Anblick der unübersehbaren Menschenmasse ihn in eine Stimmung, welche den Philosophen aus ihm verdrängt, und den Priester, wie den Schatten Samuels, herauf ruft. Wie zagend ich also auch meine Mission antrat, so hatte ich doch kaum die Rednerbühne bestiegen, als die Größe der Versammlung mir vorschrieb, was ich vortragen müßte, um diese Tausende nicht in ihren Erwartungen zu täuschen. Meine ganze Individualität wurde dadurch so vernichtet, daß ich über mich selbst erstaunte; aber die Wirkungen, die ich hervorbrachte, söhnten mich nur allzu bald mit der neuen Individualität aus, die mir das Geschäft gab; und so war ich in einem Zeitraum von wenigen Wochen so verändert, daß ich sogar die Kraft verloren hatte, über meinen ehemaligen Zu-

ſtand mit Unpartheilichkeit zu urtheilen, und ſehr geneigt wurde, an der Wahrheit meiner bisherigen Abſtraktionen zum Zweifler zu werden. Es war ganz offenbar die Eitelkeit, die mir dieſen Streich ſpielte. Da übrigens dem Jeſuiten-Orden bisher nichts ſo ſehr das Wort geredet hat, als die Moraliſation, die er durch ſeine Bußprediger hervorbringt, ſo iſt es wohl der Mühe werth, das Geſchäft des Bußpredigers in ſeine letzten Beſtandtheile aufzulöſen, um über den Werth deſſelben nicht länger im Dunkeln zu tappen.

Das Weſen des geſellſchaftlichen Menſchen iſt aus zwei Triebfedern zuſammengeſetzt, von welchen man die eine die Selbſtheit, die andere die Liebe nennen kann. Beide geben ihm durchaus entgegengeſetzte Richtungen; und wenn beide gleich ſtark wirken, ſo befindet ſich der geſellſchaftliche Menſch in einem Widerſpruch, der, ſo oft er gelöſet wird, ſich immer ſo endigt, daß das dieſem Widerſpruch ausgeſetzte Individuum eine Art von Diagonale beſchreibt, die man die Diagonale des geſellſchaftlichen Lebens nennen könnte.

Um jenen Widerſpruch zu löſen, mußte die Natur zu den beiden treibenden Kräften

im Menſchen eine leitende hinzufügen. Dies hat ſie dadurch gethan, daß ſie dem Menſchen außer jenen Trieben auch den Verſtand gegeben hat. Wäre der Verſtand des Menſchen etwas in ſich ſelbſt vollendetes, ſo würde dieſer niemals Mühe haben, die oben angedeutete Diagonale zu gehen. Doch da der Verſtand dies nicht iſt, ſo weicht der Menſch immer mehr oder weniger von dieſer Diagonale ab. In dieſen Abweichungen nun liegt eigentlich alles Sündliche. Entweder man nähert ſich zu ſehr der Selbſtheit, und auf dieſem Wege kann man nie verfehlen ein Verbrecher zu werden; oder man nähert ſich zu ſehr der Liebe, und auf dieſem Wege iſt es ganz unvermeidlich, daß man ſein Individuum aufopfert. Verzeihet die Geſellſchaft das Letztere; ſo iſt ſie unerbittlich in Hinſicht des Erſteren.

Die ganze Geſellſchaft denkt man ſich am beſten als eine große Maſſe von Weſen, welche zur Coexiſtenz berufen ſind, und nicht coexiſtiren können, weil die Anſprüche des einen immer die des anderen ſind, und ein Krieg Aller gegen Alle unvermeidlich iſt, bis ſich in der Geſellſchaft ſelbſt eine Kraft entwickelt, welche das Chaos ordnet, und da-

durch, daß ſie die Furcht beſchäftigt, einen erträglichen Zuſtand hervorbringt. Dieſe Kraft iſt die Regierung. Die Mittel, deren ſie ſich bedient, die Furcht zu erzeugen, ſind entweder metaphyſiſche oder phyſiſche. Hierauf beruht zuletzt der ganze Unterſchied zwiſchen Theokratie und Cosmokratie, geiſtlicher und weltlicher Regierung. Zwar iſt die Regierung immer eine weltliche; allein, wenn die phyſiſchen Mittel zur Erfüllung ihrer Beſtimmung nicht ausreichen, ſo nimmt ſie ihre Zuflucht zu den metaphyſiſchen, in der Vorausſetzung, daß dieſe ein vortreffliches Surrogat abgeben. Alles kommt hierbei auf den Grad der Macht und die innere Vollkommenheit der Geſellſchaft an, welche zuletzt immer zuſammen fallen. Je ſchwächer die Regierung iſt, deſto mehr Gebrauch macht ſie von den metaphyſiſchen Mitteln; je ſtärker ſie hingegen iſt, deſto mehr vernachläſſigt ſie dieſelben. Alle geiſtliche Regierung löſet zuletzt kein anderes Problem, als wie ſie die Geſellſchaft durch eine objektloſe Furcht geſellſchaftlichen Zwecken gemäß leiten will; alle weltliche ſtrebt dahin, der Furcht ein Objekt in einer reellen Strafe zu geben, und die Vergehungen an der Ge-

ſellſchaft um der Geſellſchaft willen zu verhüten. Daß beide Regierungen jetzt noch mit einander verſchmolzen ſind, rührt blos daher, daß die ſchwachen Regierungen nothwendig früher vorhanden ſind, als die ſtarken, und daß die gegenwärtigen noch nicht den Grad der Stärke errungen haben, deren ſie bedürfen, um rein phyſiſch zu wirken. Beide ſind einander im Grunde feindſelig entgegengeſetzt; aber beide vertragen ſich, geſellſchaftlichen Zwecken zu Gefallen, ſo gut ſie können. Daher das Verhältniß von Pabſt zu König und Kaiſer in allen ſeinen unteren Abſtufungen.

Der Prieſter, als ſolcher, kann niemals etwas beſſeres thun, als die Furcht vor einer zürnenden Gottheit zum Beſten der Geſellſchaft hinzuleiten. Je beſſer er ſich auf dieſe Kunſt verſtehet, deſto vollkommner iſt er in ſich. Der Bußprediger iſt alſo der Prieſter im höheren Sinne des Worts. Die Einſicht, deren das Individuum bedarf, um ſeinen Standort in der Geſellſchaft zu erkennen und in allen ſeinen Handlungen das richtige Mittel zwiſchen zu viel Selbſtheit und zu viel Liebe zu halten, kann er nicht geben; denn woher nähme er wohl dieſe Einſicht, die ihm ſelbſt

ganz fremd iſt? Der Geſellſchaft diejenige Ordnung zu geben, vermöge welcher ſich alles unter einander ſo beſchränkt, daß Vergehungen gegen die Geſellſchaft unmöglich werden, dies ſteht nicht in ſeiner Macht. Nichts bleibt ihm alſo übrig, als der Selbſtheit durch die Furcht entgegen zu arbeiten; und indem er dies thut, muß er gerade diejenige Furcht ins Daſeyn rufen, die, weil ihr Gegenſtand etwas Ungeheures iſt, das ganze Weſen des Menſchen durchdringt. Alſo ein richterlicher Arm, dem nichts entfliehen kann, weil die Allwiſſenheit und Allmacht es ſind, die ihm ſeine Richtung geben! Ein Himmel und eine Hölle, der erſtere als ein heiterer Aufenthaltsort der Frommen nach dieſem Leben, die letztere als der dunkle Kerker der Gottloſen nach dem Tode! Gebrechlichkeit von Seiten des Menſchen und gränzenloſe Barmherzigkeit von Seiten der Gottheit! Ein Weltgericht! Ohne dieſe Begriffe kann der Bußprediger nichts machen. Sie ſind die Angeln, um welche er ſich ewig dreht, und die Gemüther, auf welche er einwirken will, müſſen mit allen den Wahnbegriffen angefüllt ſeyn, die ſeiner Wirkſamkeit zur Grundlage dienen. Da, wo ſie

einmal ſind, läßt ſich alles durch ſie ausrichten; und da, wo ſie nicht mehr ſind, iſt der Bußprediger der verachteſte aller Marktſcheier. Was er bewirkt; iſt nicht Moralität; denn dieſe ſteht mit der Einſicht in einem ſo unzertrennlichen Bunde, daß die eine nicht ohne die andere gedacht werden kann. Es iſt vielmehr die Scheinmoralität, die man Religioſität nennt, und zwar nur Religioſität des Augenblicks, erzeugt durch eine Vermiſchung der Hoffnung mit der Furcht. Der Menſch liebt den Zuſtand, in welchem ſehr viel zu gewinnen und zu verlieren iſt, um des hohen Reizes willen, den die Abwechſelung der Furcht mit der Hoffnung giebt. So bemächtigt ſich ſeiner der Bußprediger.

Iſt der Bußprediger ſelbſt ein ehrlicher Mann, ſo bleibt nichts weiter zu bedauren übrig, als daß ſein Vortrag keine objektive Wahrheit mit ſich führt, und alſo Irrthümer verewigt, von welchen zu wünſchen wäre, daß ſie endlich einmal ausſtürben. Eigentlich iſt es die Trägheit der Regierungen, was dem Geſchäft der Bußprediger dieſe Dauer giebt. Man ſcheut ſich das zu thun, was eigentlich geſchehen müßte, um die Geſellſchaften zu

moraliſiren; und weil man die Moralität nicht entbehren kann, ſo giebt man ihr in der Religion ein Surrogat, und überläßt es den Prieſtern, dieſe Triebfeder nach allen Seiten hin ſpielen zu laſſen. Wie viel Schaden dadurch geſtiftet wird, kommt in keinen Anſchlag, wenn nur die nächſten Wirkungen glänzend ſind. Freilich ſind dieſe nur allzu blendend! Wie oft hat man ſich vor meinen Augen mit Geißeln zerfleiſcht, um der Gottheit ein Unrecht abzubitten, das an der Geſellſchaft begangen war und nicht mehr vergütet werden konnte! Wie oft ſchleppten Diebe fremdes Eigenthum herbei, um zurückzugeben, was ſie durch Liſt oder Gewalt an ſich gebracht hatten, und ſo der ewigen Strafe zu entgehen! Wie ſchnell verſöhnten ſich die wüthendſten Feinde, um der Gnade des Höchſten gewiſſer zu werden! Und zu welchen Aufopferungen war man bereit, ſo oft es darauf ankam, Nothleidende zu unterſtüzzen, und dadurch den Himmel zu verdienen! Alle dieſe Wirkungen beweiſen indeſſen die Güte der Sache nicht; denn alles, was nicht die Wahrheit ſelbſt iſt, kann niemals von Beſtand ſeyn, und iſt auch dann noch nicht zu

em-

empfehlen, wenn es durch den consensus omnium gewiſſermaßen geheiligt werden ſollte.

Je größer die Wirkungen waren, die ich als Bußprediger hervorbrachte, deſto mehr verbreitete ſich der Ruf meiner Heiligkeit; und je mehr ſich dieſer verbreitete, deſto mehr wurde ich geneigt, in meinem Geſchäft die Wahrheit, die ich Anfangs darin vermißte, wiederzufinden. Urſprünglich war ich betrogen worden; aber ein raſtloſes Streben nach Wahrheit hatte mich enttäuſcht. Jetzt kam ich auf den Punkt, in den Betrug — keinen Betrug zu erblicken. Was war natürlicher? Das Individuum treibe welches Geſchäft es wolle, für die allgemeinere Einſicht iſt es von dem Augenblick an verloren, wo die Geſellſchaft auf ſein einzelnes Geſchäft einen hohen Werth legt. Der consensus omnium iſt höchſt verführeriſch, und muß es ſeyn, weil der Menſch ein moraliſches Weſen iſt. Wie hätte ich nicht auf mich halten ſollen, da ſelbſt die entfernteſten Provinzen der ſpaniſchen Monarchie Kenntniß von meiner prieſterlichen Wirkſamkeit nahmen, und mich zu ſich einluden? Freilich geſchah dies immer nur alsdann, wenn die Immoralität auf einzel-

nen Punkten überhand genommen hatte, und die Regierung ſich dem Unweſen nicht länger gewachſen fand; indeſſen folgte aus der Maasregel, welche die Regierung nahm, immer ſo viel, daß ſie meine Beredſamkeit über ihre Macht ſetzte; und ich frage, weſſen Eigenliebe dadurch nicht würde beſtochen ſeyn? Dazu kam noch, daß ich allenthalben auf eine Weiſe empfangen wurde, die mich gewiſſermaßen aus der Reihe der Sterblichen herausriß und zum Gott erhob. Was die übrigen Mächtigen der Erde zum Stolz verführt, eben das verführte auch mich; ja, es verführte mich um ſo mehr, weil alles von meiner Individualität ausging, und meine Macht das Produkt meiner perſönlichen Kraft war.

Ich würde vielleicht mein ganzes Leben hindurch Bußprediger geblieben ſeyn, hätte mich nicht der Zufall in eine andere Bahn geſchleudert. An einem heißen Tage, wo ich mehrere Stunden hinter einander gepredigt hatte, unterlag meine kraftvolle Konſtitution der Anſtrengung; und indem ein fürchterlicher Blutſturz meinem Leben ein Ende zu machen drohete, dankte ich zuletzt dem Himmel, daß ich wenigſtens in ſofern gerettet wurde, als

ich, mit Verzichtleiſtung auf mein bisheriges Geſchäft, einen anderen Wirkungskreis zu ſuchen genöthigt war. Ein Bußprediger iſt in ſeinem ganzen Weſen vernichtet, ſobald das Organ, durch welches er ſich ausſpricht, ſeine Kraft verloren hat; nichts darf ihm an einer gebietenden Perſönlichkeit fehlen, wenn er große Wirkungen hervorbringen ſoll. Er gleicht nicht dem modernen Dichter, der eine künſtliche Achtung erzaubert, indem er ſeine Leſer nöthigt, aus ſeinen Poeſien auf eine kräftige Individualität zurückzuſchließen; er gleicht dem Rhapſoden des Alterthums, der zugleich dichtet und ſingt, und die Gemüther ſeiner Zuhörer durch den Geiſt beherrſcht, den er in ſeine Töne legt. Ein Bußprediger mit der Feder in der Hand iſt das überflüſſigſte Weſen auf der Welt.

Zufrieden mit der Art und Weiſe, wie ich meinem bisherigen Geſchäfte vorgeſtanden hatte, rief mich der Orden in ſeinen Schooß zurück; und da der Ruf ſo nachdrücklich für meine prieſterliche Legalität ſprach, ſo fand ich jetzt ungeſucht, was ich, einige Jahre früher, nicht erhalten konnte. Freilich hatten ſich meine Anſichten unterdeſſen ſehr weſent-

lich verändert; denn vernichtet waren alle die Gefühle, die ich aus Frankreich mitgebracht hatte; kaum daß mir eine Erinnerung an jene Begebenheiten geblieben war, die mein Blut noch vor wenigen Jahren in einen so raschen Umschwung gesetzt hatten. Als sich, nach und nach, der Thätigkeitstrieb wieder in mir einfand, versuchte ich zuerst, den Unterricht auf dem Collegium zu theilen; allein heftige Brustschmerzen, die Folge eines angestrengten Vortrages, sagten mir bald, daß auch diese Laufbahn für mich verschlossen sey. Und so kam ich, auf dem natürlichsten Wege von der Welt, auf meinen alten Entwurf zurück, die Geschichte meines Vaterlandes zu schreiben.

Ich begann dies viel umfassende Werk in dem Jahre 1578, und indem ich ununterbrochen daran arbeitete, vollendete ich es endlich im Jahre 1592. Meinem Vorsatz zufolge sollte es mehr werden, als eine bloße Chronik. Ich hatte noch nicht lange gearbeitet, als die Verschiedenheit der Gegenstände, welche ich darzustellen hatte, mich auf die Ursachen dieser Verschiedenheit zurückführte. Indem ich aber hierüber nachdachte, konnte ich nicht verfehlen, die Entdeckung zu machen, daß alles

was den gesellschaftlichen Zustand wesentlich abändert, (es bestehe nun, worin es wolle) die eigentliche Grundlage der jedesmaligen Erscheinungen ist. Es kam nun bei der Darstellung dieser Erscheinungen, wofern ich als Geschichtschreiber nie in den Fehler der Partheilichkeit verfallen wollte, vor allen Dingen auf die Angabe dessen an, was sie hatte bewirken müssen! Hierbei aber konnte ich noch nicht stehen bleiben, wenn ich mich selbst als Geschichtsforscher befriedigen wollte. Ich mußte, um einen tieferen Blick in das Wesen des Menschen zu werfen, das menschliche Individuum von allem entkleiden, was es der Gesellschaft verdankt. Bei diesem Geschäft kamen mir die Nachrichten, welche die neuesten Reisebeschreiber von den verschiedensten Gegenden Amerika's gegeben hatten, vortrefflich zu statten; denn sie zeigten mir an, wie die größere Unvollkommenheit der Gesellschaft den Menschen der Thierheit immer näher bringt. Auf diesem Wege fand ich zuletzt, wie die Natur es angefangen hat, ihren Liebling über das Thiergeschlecht zu erheben, d. h. welche ursprüngliche Anlagen den Menschen konstituiren, so daß er mit denselben blos in

einen vollkommneren gesellschaftlichen Zustand versetzt zu werden braucht, um Riesenschritte in der Entwickelung zu machen. Die Gesellschaft erschien mir von diesem Augenblick an als der allgemeinste Entwickelungsgrund, und was die Erscheinungen selbst betraf, so verschwand in Hinsicht ihrer für mich alles Gute und Böse; ich war als Geschichtschreiber nichts weiter als der Spiegel, in welchem sich die Vergangenheit in ihrer wahren Gestalt abbildete, und mein Werk nur das Protocoll der Entwickelung. Ich gestehe, daß ich vor mir selbst erschrak, als ich mich zum erstenmale in diesem Lichte erblickte; denn alles, was rechtlich oder gar moralisch genannt werden kann, war nun nicht mehr für mich vorhanden. Ich söhnte mich indessen bald wieder mit mir aus, weil ich nicht umhin konnte, mir zu sagen, daß derjenige Geschichtschreiber, der alles nur in seiner Nothwendigkeit darstellt, und sich folglich weder auf Lob noch auf Tadel einläßt, sich um seine Zeitgenossen und die Nachwelt unendlich mehr verdient macht, als derjenige, der, um sich als moralisches Wesen darzustellen, in einem beständi-

gen Widerſpruch mit ſich ſelbſt bleibt und ſeine Leſer nur verwirrt.

Wie aber mein Werk vertheidigen, wenn ich es mit ſo allgemeinen Anſichten ſchrieb? Ich war Jeſuit und hatte, als ſolcher, die Verbindlichkeit, die Theokratie aus allen Kräften aufrecht zu erhalten. Mochten doch meine Gedanken über das Verhältniß des Staats zur Kirche ſeyn, welche ſie wollten; ſo konnte ich als Schriftſteller nicht umhin, den Staat als der Kirche dienſtbar darzuſtellen. Das in majorem Dei gloriam mußte mein ganzes Werk verderben. Ich ſah, wie es dadurch verdorben wurde, und begreife noch jetzt nicht, wie ich den Muth haben konnte, es zu vollenden; aber ich vollendete es dennoch, indem ich denjenigen Theil meiner Sorgfalt, den ich auf eine gründliche Darſtellung der Erſcheinungen hätte wenden ſollen, auf den Styl wandte, und ſo den inneren Gehalt durch eine ſchimmernde Außenſeite erſetzte. Was dabei verloren ging, weiß ich am beſten; aber man tröſtet ſich in ſolchen Fällen durch den Gedanken, daß man einer unüberwindlichen Naturnothwendigkeit nachgegeben hat; ein Troſt, der mir um ſo weniger entſtehen konnte, weil

ich mich durch die Geſchichte in meiner Individualität begriff. Hierüber in der Folge mehr. Jetzt nur noch die Bemerkung, daß alle Geſchichtſchreibung, wobei Vorurtheile des Standorts ſich wirkſam beweiſen können, nur einen geringen Werth haben kann. Ich weiß, daß ich den Stab über mein eigenes Werk breche, aber der Geſchichtſchreiber muß der freieſte Mann im Staate ſeyn, und nie irgend einen anderen Endzweck mit ſeinem Geſchäft verbinden, als den einer gründlichen Darſtellung der Vergangenheit. Die allerunbedeutendſte Rückſicht ſchadet ſeinem Werk, weil ſie die Wahrheit immer mehr oder weniger entſtellen wird. Für ihn iſt nichts vorhanden, als die Erſcheinung mit ihrer Urſache. Für ihn fällt alſo auch der Unterſchied des heiligen und profanen weg; denn beides iſt ſich gleich in Beziehung auf die Wahrheit, welche das Allerheiligſte iſt. Kaum brauch' ich hinzuzufügen, daß, unter ſolchen Bedingungen, die ſüdlichen Bewohner Europa's ſehr wenig Ausſicht haben, gute Geſchichtſchreiber zu erhalten. Wie weit die Nordländer auch jetzt noch in Hinſicht der höheren Cultur hinter uns zurück ſind, ſo werden ſie uns doch in den näch-

ſten Jahrhunderten den Rang in der Geſchichtſchreibung ablaufen; und zwar vermöge des Umſtandes, daß die Reformation bei ihnen den Unterſchied des Heiligen und Profanen zuerſt aufheben wird, weil ſie nicht ermangeln kann, im Verlauf der Zeit die Theokratie ganz zu Grabe zu tragen, und den Regierungen diejenige Einheit zu geben, welche, als Reſultat einer conzentrirten Macht, alle metaphyſiſchen Beherrſchungsmittel verſchmäht und ſich mit realen Strafen und Belohnungen begnügt.

Ich dedizirte mein Werk Philipp dem Zweiten, weil Alles, was in ſich national iſt, den Oberhäuptern der Nationen dedizirt werden ſollte. Unglücklicherweiſe aber haben die Könige keine Zeit zum Studiren! Mir wurden alle die Lobſprüche zu Theil, welche ich durch einen weitgetriebenen Fleiß verdient hatte; aber die höchſte Belohnung eines hiſtoriſchen Schriftſtellers, nicht blos geleſen, ſondern auch verſtanden zu werden, hab' ich eben ſo wenig genoſſen, als irgend ein anderer. Es ſey darum! Einige tadelten; aber ihr Tadel war reines Lob, da ſie mir keinen anderen Vorwurf machen konnten, als den, in meinem

Werke ſo wenig Patriotismus gezeigt zu haben. Ein patriotiſcher Geſchichtſchreiber — welch ein Widerſpruch! Wenn andere lobten, ſo war ihr Lob um keinen Gran verſtändiger. Die Ähnlichkeit, die man zwiſchen Tacitus und mir fand, konnte keine andere ſeyn, als eine eingebildete. Zwei Schriftſteller, welche durch mehrere Jahrhunderte von einander getrennt ſind, können keine Ähnlichkeit mit einander haben. Der einzige Umſtand, daß Tacitus in ſeinen Darſtellungen durch keine Ordensregel beſtimmt wurde, erhebt ſein Werk bei weitem über das meinige, ob ich gleich in anderer Hinſicht weit entfernt bin, die abgöttiſche Verehrung zu theilen, die man für die Alten überhaupt und für den Tacitus insbeſondere hat; denn auch Tacitus hatte nicht das unbefangene Gemüth eines wahren Geſchichtſchreibers, der alles in ſeiner Nothwendigkeit begreift und darſtellt, und wer zu den Wirkungen, die erſchildert, die Urſachen in ihm aufſucht, wird ſich ewig betrogen finden. Mich hat weder das Lob noch der Tadel meiner Zeitgenoſſen über den wahren Gehalt meiner allgemeinen Geſchichte Spaniens beſtechen können; ſie iſt nicht ſo vollkommen, als ſie wer-

den konnte, aber ſie iſt ſo vollkommen, als ſie werden durfte. Dies iſt der Schlüſſel zum Räthſel.

Philipp der Zweite näherte ſich ſeiner Auflöſung, als mein Werk erſchien. Von ſeinem Nachfolger verlangen, daß er es zu ſeinem täglichen Studium machen ſollte, hieß allzu viel fordern. Da mir indeſſen nicht wenig daran gelegen war, den jungen König mit den Reſultaten meines hiſtoriſchen Werks bekannt zu machen, ſo ſchrieb ich mein Buch: de Rege et Regis institutione. Es iſt das Sediment meines hiſtoriſchen Studiums, angewandt auf einen ſpaniſchen König. Wer noch mehr darin ſucht, wird nothwendig betrogen. Einen allgemeinen Fürſtenſpiegel kann es niemals geben. Die Oberhäupter der Nationen ſind entweder konſtitutionell oder konſtituirend und ſouverän. Für die letzteren ſchreiben wollen, iſt die albernſte Anmaßung, die es geben kann; denn die Souveränität führt ihre Würdigkeit in der höheren Einſicht mit ſich, und bedarf alſo der Belehrung nicht. Nur den Nicht-Souverän oder den konſtitutionellen Chef einer Nation kann man belehren wollen; und dies geſchieht mit gutem Er-

ſelg, wenn man ihm alle die Verhältniſſe aus einander legt, in welchen er ſich befindet, oder, mit anderen Worten, indem man ihn über ſeine Rechte und Pflichten unterrichtet. Dies hab' ich in meinem Buche de Rege etc. gethan. Was ich über den Unterſchied eines Herrſchers von einem Regenten geſagt habe, iſt misverſtanden worden; aber es iſt deswegen nicht weniger begründet und wahr. Ein ſpaniſcher König kann, meiner innigſten Überzeugung nach, nicht als Souverän handeln, ohne ſich ſelbſt den größten Gefahren auszuſetzen; denn was die Spanier ſind, das ſind ſie nicht ſeit geſtern und vorgeſtern, ſondern ſeit vielen Jahrhunderten, und den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand, ſo wie er ſich einmal unter uns gebildet hat, plötzlich abändern zu wollen, würde eine Kraft erfordern, welche über alle menſchliche Kraft hinausgeht. Die entſchiedenſten Vernichter der Souveränität ſpaniſcher Könige ſind die Geiſtlichkeit und der Adel; beide aber ſind ſchwer zu bekämpfen und noch ſchwerer zu überwinden. So lange die gegenwärtige Größe der ſpaniſchen Monarchie dauert, iſt eine weſentliche Veränderung in der Stellung der Staats-

organe, meiner Einſicht nach, unmöglich. Erſt wenn dieſe Größe in ſich ſelbſt zerfallen ſeyn wird, kann die eigentliche Souveränität zum Vorſchein treten; vorher aber muß Spanien durch den Schmelztiegel einer republikaniſchen Verfaſſung gehen, um ſich von allen den Schlacken zu reinigen, die den Grundſtoff des Verderbens enthalten. Nichts iſt Spanien nachtheiliger geweſen, als die Entdeckung Amerika's. In dieſem ungeheuren Welttheil muß es, als europäiſche Macht, ſeinen Untergang finden. Seine Bevölkerung, die ſich, ſeit einem Jahrhundert, mit jedem Tage vermindert hat, muß ſich noch weit mehr vermindern, und indem es nach und nach dahin gelangt, ſeine Eroberungen nicht beſchützen zu können, fallen dieſe von ſelbſt an andere Nationen ab.

Ich habe in Hinſicht meines Werks de Rege etc. nur noch zwei Bemerkungen hinzuzufügen. Die erſte iſt: daß ich es ſehr ehrlich mit den ſpaniſchen Königen gemeint habe, indem ich ſie aufforderte, auf die Einheit des Glaubens zu halten. Ein ſehr weſentlicher Theil ihrer Sicherheit beruht darauf, weil ſie nur konſtitutionelle Könige ſind,

in deren Macht es gar nicht ſteht, die Theokratie da zu verdrängen, wo ſie ſich einmal eingeniſtet hat. Da ferner der Aberglauben nur dadurch aufgehoben werden kann, daß die Aufklärung an ſeine Stelle tritt, dieſe aber immer das letzte Produkt einer weitgetriebenen Induſtrie iſt; ſo entſteht ſogar die Frage: ob ſich ein ſolches Unternehmen von Seiten der Regierung überhaupt vollenden läßt, da ihr von Seiten der Regierten eine unüberwindliche Trägheit entgegen wirkt, die ihren Grund in den ungeheuren Zuflüſſen hat, welche Amerika giebt? Meiner innigſten Überzeugung nach, iſt die Aufklärung der ſpaniſchen Nation durch die Entdeckung dieſes Welttheils für mehrere Jahrhunderte fixirt, ſo daß alle die Reibungen wegfallen müſſen, die ein größeres Maas von geiſtiger Entwikkelung zur Folge haben. Was auch von Seiten der Regierung in der Folge geſchehen mag, dieſem Elend abzuhelfen, ſo werden die Wirkungen nie ſehr glänzend ſeyn, und die Regierung zuletzt beſtändig der Schwerkraft der Regierten unterliegen. Wozu alſo unnütze und gefährliche Bemühungen? Der Pabſt wird in Beziehung auf Spanien durch Ame-

rika gehalten; wer die Theokratie verdrängen will, macht ſich anheiſchig, die Kraft zu überwinden, welche in Peru und Potoſi eingeſchloſſen iſt. Ein thörichtes Unternehmen! Meine zweite Bemerkung betrift den Unterſchied meines Fürſtenſpiegels von dem des Machiavelli. Wir gingen von ganz verſchiedenen Punkten aus, und verfolgten ganz entgegengeſetzte Zwecke. War mein Werk für einen konſtitutionellen König beſtimmt, dem man nicht genug empfehlen kann, alles beim Alten zu laſſen; ſo ſchrieb Machiavelli für einen Fürſten, der, als Intelligenz betrachtet, ſich erſt eine Hülle ſchaffen ſollte. Ich mußte den einmal vorhandenen geſellſchaftlichen Zuſtand als achtungswerth darſtellen; Machiavelli hingegen mußte behaupten, daß die ganze Verfaſſung Italiens, ſo wie ſie zu ſeinen Zeiten war, nichts tauge, und nur durch eine allgemeine Revolution verbeſſert werden könne, welche dahin ginge, die vielen kleinen italiäniſchen Staaten in einen einzigen großen Staat zuſammenzuſchmelzen. Die Wahrheit war auf meiner Seite; aber ſie war nicht minder auf der ſeinigen. Ein Alphonſus der Sechſte taugte für mich als Ideal; für Mac-

chiavelli taugte nur eine ſo kräftige Natur, als Cäſar Borgia. Ihm mußte er ſeinen Lorenzo de Medici als Muſter vorhalten, und immer darauf dringen, daß Gewalt und Liſt ſich einander unentbehrlich ſind, ſo lange es darauf ankommt, neue Staaten zu gründen, und daß folglich der Fuchsbalg von der Löwenhaut unzertrennlich ſey. Unſere beiden Bücher beweiſen, daß die Welt eine Welt der Verhältniſſe, aber nicht der Ideen iſt.

Mit einem ſo unerſchöpflichen Stoff, als mir die Geſchichte zu neuen Combinationen darbot, mußte ich, nach Vollendung des ſo eben genannten Werks, mir das Problem meiner eigenen Individualität vollſtändiger zu löſen Neigung bekommen. Die Reſultate meines Nachdenkens legte ich in einem Werke nieder, das ich unter dem Titel: Von den Gebrechen der Geſellſchaft Jeſu (de las enfermedades de la Compañia de Jesus) ſchrieb. Meinem Plane nach ſollte von dieſer Schrift bei meinen Lebzeiten nichts zum Vorſchein kommen, und nach meinem Tode ſollte ſie in dem Archiv des Ordensgenerals niedergelegt werden. Das Schickſal verfügte es indeſſen, wie ich bald erzählen werde, anders; und indem meine Schrift zur Unzeit

zeit in fremde Hände fiel, mußte ſie vernichtet werden. Es ſey darum! Wiederherſtellen mag ich ſie nicht, weil es eine langweilige Sache iſt, etwas zweimal zu ſchreiben; aber die Ideen, welche die Grundlage derſelben ausmachten, muß ich hier anführen, weil dies zur Geſchichte meiner Entwickelung gehört, die ohne dieſen Zuſatz ſehr unvollſtändig bleiben würde. Hier ſind ſie:

»So lange es auf dieſem Erdball groſſe Geſellſchaften (Staaten) giebt, hat es nie an einer zuſammenhaltenden Kraft gefehlt, die man Regierung nennt. Dieſe zuſammenhaltende Kraft wirkte entweder metaphyſiſch oder phyſiſch; metaphyſiſch, wenn ſie der Furcht, wodurch ſie allein zuſammenhalten konnte, kein reales Objekt zu geben wußte; phyſiſch, wenn dieſes Objekt vorhanden war. Hierin iſt alles enthalten, was man von dem Unterſchied der geiſtlichen und weltlichen Macht ſagen kann; die Theokratie iſt nichts weiter, als eine Regierung, die, weil es ihr an allen realen Zwangsmitteln fehlt, ihre Zuflucht zu der Idee eines alles rächenden, furchtbaren Gottes nimmt; die Kosmokratie, wenn man mir dieſen Ausdruck geſtat-

ten will, nichts weiter, als eine Regierung, die, weil ſie reale Zwangsmittel zu ſchaffen weiß, die blos eingebildeten vernachläſſigt. Daß die Theokratie die ältere iſt, verſteht ſich ganz von ſelbſt; denn ſie iſt die ſchwächſte und wandelbarſte. Die eigentliche Kosmokratie konnte nicht eher entſtehen, als bis aus dem Schooß der Geſellſchaft tauſend Entdeckungen und Erfindungen hervorgegangen waren, deren ſich die Regierung nach und nach bemächtigte, um dieſe Geſellſchaft auf eine reale Weiſe zu beherrſchen.

»So weit die Geſchichte reicht, war Rom der erſte Mittelpunkt der Kosmokratie. Es bildete ſich dazu auf eine ſehr begreifliche Weiſe. Der Stifter des Römerreichs war nichts mehr und nichts weniger, als ein Räuberhauptmann, der, wenn die Geſellſchaft, an deren Spitze er ſtand, fortdauern ſollte, ſchlechterdings genöthigt war, von einer Eroberung zur anderen zu ſchreiten. Vergeblich waren die Bemühungen ſeiner Nachfolger, dem durch ihn erweiterten Staate bleibende Form zu geben; und indem der Grundcharakter der Römer über alle dieſe Bemühungen ſiegte, mußte zuletzt ſogar die monarchiſche Form, in welcher ſie ſich bisher bewegt hatten, zertreten wer-

den. Durch die Theilung der geſetzgebenden und vollziehenden Macht nach der Verbannung der Tarquinier gewann der römiſche Grundcharakter eine unwiderſtehliche Stärke; und die Folge davon war, daß, wenn der Staat nicht in den Reibungen untergehen ſollte, welche die neue Regierungsform herbeiführte, man die ganze bekannte Welt zum Gegenſtand der Eroberung machen mußte. Die römiſche Geſchichte zeigt, wie gut dies gelang. Indem aber die Römer, als ein blos eroberndes Volk verfuhren, bildeten ſie, ohne die mindeſte Ahnung davon zu haben, die zuſammenhaltende Kraft der ganzen Welt auf eine ſo phyſiſche Weiſe, daß jede metaphyſiſch-zuſammenhaltende Kraft durchaus ihren Werth verlieren mußte. Auch weiß man, wie in der ungeheuren Römerwelt nach und nach alle Religion zu Grunde ging, und wie der Religion nachſtürzte, was mit ihr in mittelbarem und unmittelbarem Zuſammenhang ſtand.

»Es kam dahin, daß keine Eroberungen mehr zu machen waren, und daß nichts weiter übrig blieb, als auf die Erhaltung des einmal Erworbenen zu denken. In dieſem

Zeitpunkt verwandelte ſich die bisherige Republik von neuem in eine Monarchie. Die Idee der römiſchen Imperatoren war keine andere, als die unterjochten Völker theils unter ſich ſelbſt, theils mit den eigentlichen Römern zu identifiziren, ſo daß die ganze Römerwelt eine einzige große Geſellſchaft würde; allein dieſe Idee war falſch, weil von dem Augenblick an, wo die Identifikation der unterjochten Völker mit den Römern erfolgte, eine allgemeine Auflöſung anheben mußte, die ſich nur dahin endigen konnte, daß das Reich in tauſend Trümmer zerfiel. Dies geſchah in der Folge wirklich.

»Mit der Römer-Monarchie wurde der erſte Grund zu einer ganz neuen zuſammenhaltenden Macht gelegt. Von allen Völkern, welche die Römer unterjocht hatten, waren die Juden das allerreligiöſeſte, weil ſie an einen Nationalgott glaubten, der, als Beherrſcher der Welt, ſie in ſeinen beſonderen Schutz genommen, zu ſeinem Lieblingsvolk erkohren habe. Dieſe Idee, welche in jedem Judenkopfe haftete, führte zu einer Oppoſition gegen die Römer, welche ſich ſchwerlich anders endigen konnte, als durch den gänzlichen Umſturz des Judenſtaats. Die Zerſtörung Jeru-

ſalems war nahe, als Jeſus auf den Gedanken gerieth, ſie, durch eine Reformation ſeiner Landesleute, abzuwenden. Wollte er ſeinen Zweck erreichen, ſo mußte er in den Köpfen der Juden die Idee eines National-Gottes zerſtören und an die Stelle derſelben die Idee eines allliebenden Vaters ſetzen, der niemand eignete, niemand beſonders begünſtigte. Er that, was in ſeinen Kräften ſtand; aber indem er gegen die theokratiſche Verfaſſung ſeines Vaterlandes mit individuellen Kräften ankämpfte, mußte er zuletzt derſelben unterliegen. An die Idee eines allliebenden Vaters ſchloß ſich die Moral unmittelbar an. Sie war nichts mehr und nichts weniger, als eine allgemeine Formel für alle menſchliche Verhältniſſe, ſo daß man nur dieſe zu kennen brauchte, um jene immer mit Erfolg anzuwenden. Aber mehr bedurfte es auch nicht, um den Urheber der neuen Lehre in dem Lichte eines Verbrechers zu erblicken, welcher damit umginge, mit der theokratiſchen Verfaſſung die ganze National-Eigenthümlichkeit der Juden über den Haufen zu werfen. Jeſus vertheidigte ſich zwar, indem er ſelbſt zu wundervollen Thaten ſeine Zuflucht nahm; allein das Volk, unter welchem

er als Lehrer aufstand, war viel zu tief in seinem Egoismus und seiner Immoralität versunken, um in dem einzigen Mann, der es retten konnte, nicht den Verbrecher zu sehen und zu bestrafen.

»Das Christenthum hielt sich eben so sehr durch seine innere Wahrheit, als durch seine temporelle Angemessenheit. Daher die Fortschritte, welche die Verbreiter desselben in der Gunst ihrer Zeitgenossen machten. Wenn es nach und nach in Religion ausartete, so hatte dies folgende Gründe. Erstlich war der Stifter des Christenthums um der Juden wilsen genöthigt worden, seiner Lehre eine religiöse Grundlage zu geben, wenn diese gleich so beschaffen war, daß sie nicht mehr trennen konnte, sondern nothwendig vereinigen mußte. Zweitens waren die religiösen Ideen um die Zeit, wo das Christenthum zuerst verkündigt wurde, nicht so gar ausgestorben, daß man davon nicht bald mehr bald weniger auf das Christenthum übertragen hätte. Drittens war die ganze Gesellschaft, welche das Römerreich ausmachte, in einer solchen Auflösung begrifsen, daß man vollkommen berechtigt war, an aller menschlichen Rettung zu verzweifeln, und den Blick auf übermenschliche Wesen zu

richten. Viertens entfernte man ſich immer mehr von den Zeiten ſeiner erſten Entſtehung; und indem man es nicht mehr in ſeinem Urſprung begriff, ſtellte ſich ſehr früh ein gewiſſer Myſtizismus ein, welcher die Contemplation über die Ausübung ſetzte, und die einfachſte Lehre als poetiſch, d. h. als transformabelen Stoff behandelte.

»Dies Alles war vorhergegangen, als die römiſche Waffenmacht, aus Mangel an einem Gegenſtand, in ſich ſelbſt verſank. Sollte die Geſellſchaft nicht weſentlich leiden, ſo mußte die coercitive Kraft des römiſchen Militärs durch eine neue erſetzt werden. Wo ſie aber auffinden, wenn ſie nicht in der Idee eines furchtbaren Gottes enthalten war? Conſtantin der Große hatte gewiß eine Ahnung von der politiſchen Nützlichkeit der chriſtlichen Religion, als er dieſelbe zur Staatsreligion erhob. Von dieſem Augenblick an gab der ungeheure Umfang des Römerreichs den erſten Maasſtab für die Macht desjenigen, der an der Spitze der Hierarchie ſtand. Die Einheit der geiſtlichen Macht ſtellte ſich von ſelbſt ein; denn ſie war die unmittelbare Folge der Einheit in der Lehre; wenigſtens der Nothwendigkeit derſelben. Als Barbarenhorden unter

Constantins Nachfolgern die römiſche Weltherrſchaft über den Haufen warfen, da konnte das Chriſtenthum vollends nur als Religion wirken, wenn der wilde Haufen, der, dem Gefühle ſeiner phyſiſchen Stärke folgend, von einer Ausſchweifung zur anderen taumelte, noch durch irgend etwas in Schranken ſollte gehalten werden. Aber noch mehr, als in dieſen Zeiten, verſtärkte ſich die Theokratie zu Anfang des ſiebenten Jahrhunderts, wo Arabiſche Abentheurer, vom Fanatismus belebt, die ganze Europäiſche Welt zu erobern drohten. Jetzt blieb nichts anderes übrig, als dem einen Fanatismus den anderen entgegen zu ſtellen; und indem ſich die geiſtliche Macht das Verdienſt erwarb, die Nationalexiſtenz der europäiſchen Völker zu retten, verſtärkte ſich ihre Macht auf eine ſehr begreifliche Weiſe. Rundung und Concentricität erhielt ſie indeſſen erſt unter Carl dem Großen. Sie behielt beides, als Carls Rieſenhülle längſt untergegangen war. Die höchſte geſetzgebende Macht bildend und durch ihre vollkommene Organiſation den ganzen geſellſchaftlichen Körper belebend, herrſchte ſie mit einer Allmacht, gegen welche die vollziehende Macht nichts vermochte. Das ganze Mittelalter hindurch war Europa eine unge-

heure Republik, in welcher die weltliche Macht in einem ewigen Kampf mit der geiſtlichen begriffen war; in einem Kampf, der nie geendigt werden konnte, ſo lange noch dasjenige fehlte, was die weltliche Macht nöthig hatte, um den Ausſchlag zu geben.

»Sie erhielt es endlich in der Erfindung des Schießpulvers. Dieſe Erfindung iſt der eigentliche Wendepunkt der geiſtlichen oder metaphyſiſchen Macht. Seit Barthold Schwarz giebt es nur ein fortgehendes Verſinken der Hierarchie. Ohne die Macht, welche dieſer Mönch den Fürſten zulegte, würde Luther geendigt haben, wie Huß und deſſen Vorgänger; es wäre ſchlechterdings unmöglich geweſen, die Reformation zu Stande zu bringen, hätte es nicht ſchon zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts eine Fürſtenmacht gegeben, wodurch man dem Bannſtrahle des Vaticans trotzen konnte.

»Mit Luther ſtand Loyola auf. Der erſtere ſuchte die Theokratie zu vernichten; der letztere wollte ſie beſchützen. Keiner von beiden wußte, was es damit auf ſich hatte; denn beide waren Schwärmer, nur mit dem Unterſchiede, daß Luther, als Freigeiſt, der Wahrheit, Loyola, als Myſtiker, dem Irrthum näher war. In moraliſchen Dingen iſt alles wahr, was vor-

wärts treibt, und alles falsch, was Rückschritte nothwendig macht. Hieran dachte Luthers Freiheitssinn eben so wenig, als Loyola's Rittergeist; aber in beiden steckte eine furchtbare Kraft. Wäre Luther nicht als Mönch erzogen worden, so würde er schwerlich als Reformator geendigt haben, und hätte Loyola in seiner militärischen Laufbahn bleiben können, so würde er sich nie versucht gefühlt haben, in eine Kutte zu kriechen. Der eine wie der andere konnte alles nur mit Energie wollen. Die geringere Klarheit des Geistes war auf Loyola's Seite; aber indem er seinen Endzweck stark wollte, mußte er ihn erreichen. Gedieh also die Reformation in dem Norden von Europa, so gedieh die Theokratie nicht minder in dem Süden dieses Welttheils. Wie beide sich endlich vergleichen werden, steht dahin; indessen ist es der Mühe werth, vorherzubestimmen, wie lange die Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu dauern kann. Daß der Untergang der Theokratie auch der ihrige seyn werde, versteht sich ganz von selbst; aber es ist dabei noch die Frage, ob sie diesen Untergang durch ihre Opposition nicht beschleunigt, und ob sie daher nicht noch früher untergehen werde, wie die Theokratie?

»Entschiede die Organisation eines Instituts al-

lein über die Dauer deſſelben, ſo würde ſich die Auflöſung des Jeſuiten-Ordens ſchwerlich abſehen laſſen; denn die Organiſation deſſelben iſt ein Meiſterſtück des menſchlichen Verſtandes, und wird bei allen, welche ſich jemals mit neuen Einrichtungen beſchäftigt haben, ein rühmliches Zeugniß für Loyola's Genie ablegen. Nur ein überlegener Geiſt ſchafft ſich eine ſolche Hülle, um ſich wirkſam zu zeigen. Ich mag hierbei nicht länger verweilen, weil die Welt den inneren Bau des Jeſuiten-Ordens bereits hinlänglich kennt, und dieſen Bau genug bewundert und gefürchtet hat.

»Wenn es alſo bei anderen Inſtituten in der Regel die ſchlechte Organiſation iſt, was eine Auflöſung derſelben zuwege bringt, ſo wird die des Jeſuitenordens auf dieſem Wege nie zu Stande gebracht werden können, weil das Prädikat ſchlecht, in Beziehung auf ſeine innere Einrichtung, durchaus wegfällt; und ſoll der Orden dennoch im Verlauf der Zeit untergehen, ſo kann dies nur durch den Zweck geſchehen, den er verfolgt, und durch die Mittel, die er zur Erreichung dieſes Zwecks gebraucht. Hierüber muß ich mich ausführlicher erklären.

»Was den Zweck betrifft, ſo iſt Beſchützung und Aufrechthaltung der Theokratie bekannt-

lich der ausschließende Zweck des Jesuiten-Ordens. Hier entsteht nun die Frage, in wie fern die menschliche Gesellschaft einen solchen Zweck unterstützt? Die Gesellschaft bedarf der Moralität für jeden ihrer Zustände; aber der Religiosität bedarf sie nur in demjenigen Zustand, wo es ihr an einer physisch-coercitiven Macht gebricht. Die Religion, in ihre Bestandtheile aufgelöset, ist eine Dienerin der Moral. Wer dies Verhältniß umkehren will, versündigt sich durchaus an der Gesellschaft, indem er ihr Richtungen giebt, die ihrem Wesen durchaus fremd sind; und die letzte Folge solcher Bemühungen ist, daß man dafür bestraft wird. Es gereicht zur Entschuldigung der Jesuiten, daß sie hiervon nie eine Ahnung gehabt haben; allein der bloße Umstand, daß sie hiervon keine Ahnung gehabt haben, macht die Dauer ihrer Existenz höchst zweifelhaft. Zwar heißt es, die Kinder des Lichts sind nicht von dieser Welt; doch muß man ein Kind des Lichts in einem vorzüglichen Grade seyn, um die Welt in allen ihren Beziehungen zu begreifen. Das Daseyn einer physisch-coercitiven Gewalt ist den Jesuiten gänzlich entgangen. Ihre größten Feinde sind die stehenden Heere, und die Fürstenmacht, welche daraus hervor-

geht. Als polizeiliche Institute genommen, bewirken diese stehenden Heere, wie unvollkommen sie auch jetzt noch seyn mögen, eine Sicherheit des Eigenthums und der Personen, welche sonst nie vorhanden war und der Industrie einen neuen Schwung giebt. Diese Industrie nun kann der Religiosität nie vortheilhaft werden, weil durch sie ein höheres Maas von Unabhängigkeit des Menschen von der Natur erworben wird. Alles, was man Aufklärung nennen kann, ist zuletzt nichts weiter als ein Produkt der Industrie, hervorgebracht durch eine weit getriebene Theilung der Geschäfte und concentrirt durch die gesellschaftliche Ordnung. Hätten also die Jesuiten jemals ihren Zweck erreichen wollen, so hätten sie das Daseyn der physisch-coercitiven Macht aufheben müssen, so wie sie durch die stehenden Heere und das, was diese begründet, vorhanden war. Ohne diese Maasregel war ihr Zweck, von ihrem ersten Beginnen an, unverantwortlich, und nur der Mysticismus des Stifters des Jesuiten-Ordens hat ihre Verblendung hervorbringen können. Aber noch mehr: Indem die Jesuiten sich einmal vorgesetzt haben, die Theokratie um jeden Preis aufrecht zu erhalten, können sie nur die Zerstörer des politischen Lebens werden.

Sie müſſen nämlich alles zu hintertreiben ſuchen, was dem kirchlichen Syſtem entgegen iſt, und da ſie dies nicht können, ohne die Intelligenz der Nationen, unter welchen ſie exiſtiren, auf dasjenige Maas zurück zu bringen, wobei die Kirche ihre Rechnung findet; ſo bleibt ihnen nichts anders übrig, als dem ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand einen Krieg anzukündigen, der, wenn ſie obſiegen, ſich nur in eine allgemeine Kraftloſigkeit endigen kann. Die Wahrheit dieſer Behauptung wird durch den Zuſtand des Königreichs Portugall beſtätigt, der ihr Werk iſt. Sie wurden von Johann dem Zweiten in dies Königreich berufen, um eine Schutzmauer gegen die Eingriffe des höheren Adels zu bilden. Die Vorausſetzung war, daß der Staatschef durch ſie an Freiheit gewinnen würde. Die Schutzmauer gegen die Eingriffe des Adels bildeten ſie wirklich; aber da die geiſtliche Macht, bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft, nie die Beſchützerin der weltlichen werden kann, ohne dieſe in allen ihren Funktionen zu lähmen, ſo hatten Rodriguez und ſeine Genoſſen kaum ihr Werk begonnen, als es bereits entſchieden war, daß das ganze Königreich Portugall in ſich ſelbſt verſinken werde. Das Geſchäft der portugieſi-

ſchen Jeſuiten iſt noch nicht vollendet; ſie können aber nicht eher zu einer freien Wirkſamkeit gelangen, als bis alle Kunſt und Wiſſenſchaft aus Portugall bis auf die letzte Spur vertilgt iſt; und daraus folgt bis zur Evidenz, daß, wenn alles dem Glauben dienen ſoll, die Wiederherſteller der Theokratie vorzüglich dahin arbeiten müſſen, die Dummheit herrſchend zu machen und folglich den geſellſchaftlichen Zuſtand in ſeiner Entwickelung zu Grunde zu richten.

»Läßt ſich aber der Zweck der Jeſuiten auf keine Weiſe rechtfertigen, ſo werden ihre Mittel noch weniger Stich halten. Der Orden hat ſehr deutlich eingeſehen, daß die Entwickelung ſich nur von oben herab beherrſchen läßt; hätte er aber je einen deutlichen Begriff von dieſer Entwickelung gehabt, ſo würde er nie auf den ſeltſamen Gedanken gerathen ſeyn, ſich an die Spitze derſelben zu ſtellen, um ſo die Entwickelung durch die Entwickelung zu dominiren. In dieſem Mittel liegt ein offenbarer Widerſpruch; denn, wer die Kühnheit hat, den höchſten Gipfel der Aufklärung zu erſteigen, ſetzt ſich der Gefahr aus, in ihr unterzugehen. Was ich hier ſage, wird der Nachwelt deutlicher einleuchten, als meinen Zeit-

genoſſen. Die Jeſuiten hätten aber auch nie zu einem ſo verkehrten Mittel greifen können, hätten ſie ſich als Produkte ihrer Zeit begriffen. Was ſie verführte, war folgendes: Die Schriftſteller des Alterthums waren um die Zeit der Entſtehung des Jeſuiten Ordens die höchſten Maasſtäbe der Intelligenz; wer ſich ihre Ideen am meiſten aneignete, gab den Ausſchlag als leitender Verſtand. Die Jeſuiten warfen ſich alſo eifrig auf das Studium des Alterthums, in der Vorausſetzung, daß hierin das Mittel enthalten ſey, ſich der Geiſter zu bemächtigen. Dies Verfahren war nothwendig von der einen, und richtig von der anderen Seite; nur überſah man dabei, daß das Studium der Alten im Verlauf der Zeit dahin führen muß, daß man ſie als Produkte eines gewiſſen geſellſchaftlichen Zuſtandes betrachtet, die zwar einen hiſtoriſchen, aber durchaus nicht einen abſoluten Werth haben. Von dem Augenblick an nun, wo man die Alten in dieſem Lichte betrachtet, läßt ſich durch ſie keine Herrſchaft über die Geiſter mehr ausüben; denn ſelbſt der allergenaueſte Kenner derſelben iſt alsdann zum Repräſentanten eines ſehr geringen Theils der Nationalintelligenz herabgeſunken. Noch mehr:

Bald

Bald wird die Zeit kommen, wo man einſieht, daß die Welt nicht eine Welt der Ideen, ſondern der Verhältniſſe iſt. Einem Geſchichtsforſcher ſtellt ſich dieſe Wahrheit ſehr bald dar. Geht ſie aber durch ihn ins Leben über, und macht man von ihr eine Anwendung auf die Bemühungen der Jeſuiten zur Wiederherſtellung der Theokratie, ſo kann ſehr leicht die Frage aufgeworfen werden: Wie groß der Werth der Religiöſität für das Gedeihen der Staatsgeſellſchaften ſey? Bei Beantwortung dieſer Frage aber muß man nothwendig auf Entdeckungen ſtoßen, welche geneigt machen, die Religioſität durch eine höhere Legalität zu erſetzen; ein Geſchäft, bei welchem es unendlich mehr darauf ankömmt, die Geſellſchaft ſo zu ordnen, daß ſich alles zur Hervorbringung der Moralität die Hände reicht, als dieſer in der Religioſität ein Surrogat zu geben, das die Geſellſchaft vergiftet, indem es Antipathien in dieſelbe bringt, die nichts entwickeln, ſondern nur zerſtören. Man hat bis jetzt über ſehr viele Dinge noch nicht nachgedacht, weil man das Denken zu allen Zeiten geſcheut hat. Dahin gehört die Erſcheinung, daß die Mittelpunkte der Theokratie immer die Wohnſitze

der Immoralität geweſen ſind. Dies war im Alterthum der Fall mit dem Judenſtaat; dies iſt ſeit dem achten Jahrhundert der Fall mit demjenigen Theil Italiens, den man den Kirchenſtaat nennt. Woher nun dieſe Erſcheinung? Sind etwa Religioſität und Moralität ſich ſo weſentlich entgegengeſetzt, daß ſie durchaus nicht mit einander beſtehen können? „Verwirft die Furcht die Liebe eben ſo nothwendig, als die Liebe die Furcht? Die Nachwelt wird dies Problem löſen. Meiner Einſicht nach haben alle Staatschefs die größte Urſache, der überhand nehmenden Theokratie entgegen zu wirken. Die Kraft des Staats iſt nur in der produktiven Induſtrie enthalten. Was dieſer Abbruch thut, iſt mehr oder weniger das Verderben des Staats. Der religiöſe Menſch iſt mehr für die Contemplation als für die Geſchäftigkeit vorhanden; beten und arbeiten verträgt ſich mit einander nicht ſo gut, als man gewöhnlich annimmt. Für religiöſe Nationen müſſen alſo Natur und Zufall ſehr viel thun, wenn ſie ihre Religioſität behalten ſollen. Wo dies nicht der Fall iſt, da bleibt nichts anderes übrig, als der Induſtrie jeden Flug zu geſtatten, den ſie nehmen kann, und die Theilung der Geſchäfte auf Koſten des Aberglau-

bens, der Religiosität, der Theokratie zu befördern. Sachsen würde nie der Mittelpunkt der Reformation geworden seyn, hätte es so viel Kräfte gehabt, als Spanien; und dieses Königreich würde in seiner Entwickelung nicht so sehr zurückbleiben und so tief in Aberglauben versinken, hätte es im vierten Welttheile nicht eine Lebensfülle, die den größten Theil seiner Bewohner jeder anstrengenden Arbeit überhebt. Dies alles begünstigt die Wirksamkeit des Jesuiten-Ordens durchaus nicht, und was die Mitglieder dieses Ordens auch thun mögen, ihren Untergang abzuwenden, so können sie nicht anders, als ihn beschleunigen.

»Im Grunde ist der Orden zwischen einer Erfindung und einer Entdeckung eingeklemmt, die ihm jede freie Wirksamkeit rauben und ihn in der Folge zu den allergehässigsten Maasregeln zwingen werden. Die Erfindung ist die des Pulvers und dessen, was in den stehenden Heeren aus ihm hervorgegangen ist; also der größeren Polizeisysteme, wodurch die Sicherheit der Personen und des Eigenthums gefördert wird, ohne daß die Theokratie als coercitive Macht mitzuwirken braucht. Die Entdeckung ist die des vierten Welttheils und

deſſen, was zur Belebung der Induſtrie aus derſelben hervorgegangen iſt. Die Vermehrung des baaren Geldes in Europa iſt für die Fortdauer der Theokratie kein ſo gleichgültiger Umſtand, als man wohl glauben möchte; Geld iſt der allgemeine Hebel aller Thätigkeit, und die vermehrte Geldmaſſe muß durchaus zu einer Menge neuer Erfindungen und Entdeckungen führen, welche zuletzt alles Reale ſtützen und alles Ideale über den Haufen werfen. Den ungeheuren Kräften, welche in dem Pulver und in den Gold- und Silberminen von Peru und Potoſi liegen, ſoll alſo der Jeſuiten-Orden durch ſeine bloße Organiſation trotzen. Beiderlei Kräfte reißen ihn in jedem Augenblick mit ſich fort, und dennoch ſoll er immer auf der Stelle bleiben, niemals weder zur Rechten noch zur Linken abweichen, und nur auf die Erfüllung ſeiner Beſtimmung bedacht ſeyn. Wie dies möglich machen?

»Nicht anders, als durch eine kühne Hinwegſetzung über alles, was moraliſch genannt werden kann. Das ganze Verhältniß des Jeſuiten gegen die Welt macht einen Kampf nothwendig, in welchem die Liſt die Gewalt zu beſiegen ſtrebt. Vernichten läßt ſich nichts, was durch eine große Geſellſchaft gehalten wird; allein

es läßt ſich ſo modificiren, daß die Wirkungen nicht einen überwiegenden Ausſchlag geben. Dies nun iſt das Problem, das der Jeſuiten-Orden fortdauernd zu löſen hat. Um ſeinen Endzweck zu erreichen, ſtellt er ſich zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht in die Mitte, als wollte er beide mit einander verſöhnen; aber die Rathſchläge, welche er giebt, ſind immer nur zum Vortheil der Theokratie. Entſtehe doch aus dieſem Mißverhältniß, was da wolle, ihn geht dies nichts an, wofern nur ſeine Grundſätze ſiegen. Freieren Spielraum hat er dadurch, daß die Staatschefs in der Regel Menſchen ſind, welche von dem Geſchäft, das ſie betreiben, keinen deutlichen Begriff haben, und außerhalb ihres Wirkungskreiſes noch Gegenſtände der Furcht und der Hoffnung finden wollen. Die letztere Neigung benutzend, herrſcht er, wenn gleich mit der Miene der Unterwürfigkeit. Dies Herrſchen kann aber niemals heilbringend ſeyn, weil es, anſtatt zu heben, nur zu Boden drückt. Was nur Liberalität genannt werden kann, iſt ihm durchaus fremd, und von dem Augenblick an, wo die Freiheit der Meinung ſich nicht mehr hintertreiben läßt, iſt er genöthigt, entweder zur Todesſtrafe oder zur Verbannung ſeine Zuflucht zu nehmen. Sein

Geſchäft treibt er fort, ſo weit er kann. Die Theokratie, welche er vertheidigt, iſt ſein Schild. Soll er untergehen, ſo muß dieſer Schild, wo nicht zerſtört, doch wenigſtens ſehr durchlöchert werden. Der Proteſtantismus hat dies Geſchäft übernommen. Wie früh er es beendigen wird, ſteht dahin; vorherſehen aber läßt ſich, daß, da der Proteſtantismus durch die weltliche Macht, die er mit gebildet hat, ſo ſehr begünſtigt wird, der Katholicismus ſich in immer engere Gränzen zurückziehen werde, bis er ſeine koercitive Macht allmählig ganz verlieren und als bloßes Surrogat der Polizei unter dem Schutze der weltlichen Macht daſtehen wird. Alsdann wird es keine Jeſuiten mehr geben können; und ſollten ſie auch dem Namen nach noch exiſtiren, ſo werden ſie doch in ihrer Wirkſamkeit vollkommen gelähmt ſeyn, ſo daß keine Macht der Welt im Stande iſt, ſie zu einem neuen Leben aufzurufen. Ihr Schickſal iſt von dem Augenblick an vollendet, wo die Philoſophie nicht mehr der Theologie dient.«

Dies ungefähr waren die Ideen, die ich in meinem Werke über die Gebrechen der Geſellſchaft Jeſu niedergelegt hatte; und man ſieht hieraus, daß ich, weit entfernt den Orden in

ſeiner Organiſation anzugreifen (wo er für denjenigen, der es mit der Wahrheit ehrlich meint, gar nicht angreifbar iſt), ihn nur in der allgemeinen Idee bekämpfte, die ihm zum Grunde liegt; nämlich in ſeiner Beſtimmung, die Theokratie zu beſchützen.

Nie würde von dieſem meinem Werke etwas ins Publikum gekommen ſeyn, hätte nicht, bald nach der Vollendung deſſelben, der Miniſter Graf von Lerma, um einem augenblicklichen Staatsbedürfniß abzuhelfen, ſeine Zuflucht zur Verfälſchung der Münze genommen. Dies ging mich als Mitglied des Jeſuiten-Ordens nichts an; da ich aber ſeit mehreren Jahren dahin gelangt war, daß ich mich gar nicht mehr als Jeſuit, ſondern nur als Mitglied der Geſellſchaft überhaupt fühlte, ſo gerieth ich in die Verſuchung, über Lerma's Finanzoperation öffentlich meine Meinung zu ſagen. Ich that es in einem neuen Werke, betitelt: Ueber die Verfälſchung der Münzen. Was ich ſagte war nichts weniger, als von der Oberfläche geſchöpft: denn als Hiſtoriker hatte ich Veranlaſſung genug gehabt, über die Natur des Geldes und der Münzen nachzudenken. Das Reſultat war: daß jede muthwillige Verfälſchung der Münzen

den Verfälſcher zu dem erſten Staatsdieb mache, und von allen Finanzoperationen die allerunſinnigſte ſey, weil ſie nur ſo lange wirkt, als der Betrug dauert. Die Wahrheit war auf meiner Seite, und meine ganze Schrift ſo abgefaßt, daß ſie jedem unbefangenen Leſer als die Eingebung desjenigen Patriotismus einleuchten mußte, der ähnliche Fehltritte vermeiden lehrt. Gleichwol hatte ſie für mich die unangenehme Folge, daß ich verhaftet und in die Kerker von Toledo geworfen wurde. Graf Lerma wollte und durfte in ſeiner Finanzoperation nicht Unrecht haben; ich mußte alſo das Opfer meiner Wahrheitsliebe werden. Das Bewußtſeyn meiner guten Abſicht begleitete mich indeſſen nach Toledo, und würde mir geblieben ſeyn, wenn meine Gefangenſchaft auch noch länger gedauert hätte. Lerma's Tod befreite mich bald. Ich kehrte in meine einſame Wohnung zurück, und machte gleich nach meiner Ankunft in derſelben die Entdeckung, daß man meine Papiere durchſucht und mein Manuſcript über die Gebrechen des Jeſuiten-Ordens entwandt hatte. Alle Nachforſchungen, die ich darüber anſtellte, waren vergeblich, bis dies Werk, obgleich im höchſten Grade verſtümmelt und unkenntlich gemacht, vor einigen

Jahren in Frankreich im Druck erſchien. Ein Franciskaner hatte ſich die Mühe gegeben, dasjenige von meinen Sätzen bekannt zu machen, was dem Jeſuiten-Orden nachtheilig war. Seiner Einfalt war es aber durchaus entgangen, daß, wenn ich den Jeſuiten-Orden verdammte, alle übrigen Orden ohne alle Ausnahme in meinem Urtheil befaßt waren. In der That, da alle der Theokratie dienen, und, den Jeſuiten-Orden allein ausgenommen, ihre Beſtimmung im höchſten Grade verkennen; ſo haben ſie höchſtens den Vorzug, pondera terrae zu ſeyn, und dieſer Vorzug iſt ſo beſchaffen, daß nur der Unverſtand einen Werth darauf legen kann. Entweder die Theokratie verdient erhalten zu werden, oder ſie verdient es nicht. Im erſten Fall muß man den Jeſuiten-Orden vor allen übrigen ſchätzen; im letzteren muß man alle Mönchs-Orden ohne Ausnahme zerſtören; denn was ſind ſie anders, als Werkzeuge der Theokratie? Dies Dilemma, der Umſtand, daß ich gar nicht die Abſicht gehabt hatte, mein Werk ins große Publikum zu bringen, und mein Alter, erwarben mir die Verzeihung meines Ordens, der ſich in keiner geringen Verlegenheit befand, als mein Werk unter meinem Namen erſchien. Um das Ungewitter

abzuwenden, das ſich über ihm zuſammenzog, wurde meine Schrift für eine untergeſchobene ausgegeben; und das, wie ich glaube, mit Recht, weil ſie ſo weſentliche Verſtümmelungen und eben ſo weſentliche Zuſätze erfahren hatte.

Dieſe meine letzten Schikſale verleideten mir den Umgang mit der Welt. Ich kehrte zur Contemplation zurück; nur daß dieſe jetzt ganz andere Gegenſtände hatte, als in früheren Zeiten. Der Hauptgegenſtand meines Nachdenkens war die menſchliche Geſellſchaft in allen ihren Beziehungen. Daß die Geſchichte dabei meine Führerin war, brauch' ich kaum hinzu zu fügen. Ohne ſie begreift man von dem Vorhandenen ſehr wenig. Alles in der Welt iſt Erſcheinung; der Charakter der Erſcheinungen aber iſt nach Maasgabe der Zeiten verſchieden. Wie will man nun die Gründe dieſer Verſchiedenheit auffinden, wenn die Geſchichte darüber keine Auskunft giebt? Die Lebensdauer des Individuums iſt allzu kurz, als daß es ſehr viel von dem Entwickelungsgeſchäft überſchauen könnte, worin die menſchliche Geſellſchaft fortdauernd begriffen iſt, und wodurch ihre Geſtalt unaufhörlich verändert wird. Hier kann nur die Geſchichte nachhelfen, wenn es aufs Begreifen ankommt. Was iſt denn dieſe Ge-

ſchichte anders, als ein Continuum von Urſach und Wirkung in den Erſcheinungen des Lebens? Selbſt wenn die Kunſt der Darſtellung noch nicht ſo weit vorgerückt iſt, daß jedem Leſer der Kauſalzuſammenhang der Begebenheiten einleuchtete, ſo iſt dieſer Zuſammenhang doch in den Facten ſelbſt vorhanden, und mit einigem Scharfſinn kann man nie verfehlen, die allgemeine Bemerkung zu machen, daß alle Cauſalität im Menſchen ſelbſt iſt, und daß es außer ihm keinen anderen Schöpfer giebt. Ich habe daher oft gedacht, daß die höchſte Entdeckung des menſchlichen Verſtandes diejenige ſeyn würde, welche das allgemeinſte Geſetz aller Erſcheinungen ins Klare bringt. Wird dieſes Geſetz jemals ausgeſprochen, ſo hat man einen Schlüſſel zur Erklärung aller Erſcheinungen, und in ihm die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften. Was wir jetzt ſo nennen, iſt nichts anders als ein Aggregat von unvollſtändigen Abſtraktionen, das ſich ewig verändern muß, weil es als etwas Aprioriſches bei weitem mehr das Werk der Fantaſie als des Verſtandes iſt. Daher die Menge der philoſophiſchen Syſteme, welche alle gleich unhaltbar ſind. Die Philoſophen, die es von jeher nur darauf anlegten, das Räthſel der Welt zu löſen, ha-

ben die Welt noch unendlich mehr zum Räthſel gemacht, als ſie es durch ſich ſelbſt iſt, und eins der erſten Geſchäfte der wahren Philoſophie muß darin beſtehen, daß ſie alle bisherigen Philoſophien als Erſcheinungen erklärt, welche innerhalb einer gegebenen Zeit nothwendig waren. Meinem Urtheile nach kann man ſehr wohl auf einen Punkt kommen, wo alles Hypothetiſche wegfällt und das Nothwendige zum Vorſchein tritt; aber ich ſage vorher, daß man nur auf dem hiſtoriſchen Wege dahin gelangen wird. An Syſteme iſt alsdann gar nicht mehr zu denken. Gerade die Natur des menſchlichen Geiſtes bringt es mit ſich, daß kein Syſtem vorhalten kann. Nur die Formen und Geſetze der phyſiſchen Welt können fixirt werden, ſo daß in Hinſicht ihrer bleibende Syſteme möglich ſind. Ganz anders verhält es ſich mit den Formen und Geſetzen der Geiſterwelt; ſie ſind ewig veränderlich, und außer dem allgemeinſten Entwickelungsgeſetz wird es nie eine Baſis für die Philoſophie geben, die mit der Mathematik nichts gemein hat und ſehr ſchlecht bearbeitet iſt, ſo lange ſie dieſe Wiſſenſchaft nicht als bloße Erſcheinung beherrſcht.

Es iſt das Eigenthümliche des menſchlichen

Verſtandes, daß er in jedem gegebenen Augenblicke den höchſten Gipfel der Entwickelung erſtiegen zu haben glaubt. Hier liegt die menſchliche Begränztheit verborgen. Doch wir mögen uns in dieſer Hinſicht einbilden was wir wollen, der Kreis des menſchlichen Wiſſens iſt nie abgeſchloſſen, und die Natur unſeres Geiſtes hat, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nicht nur eine intenſive, ſondern auch eine extenſive Unendlichkeit. Wir wiſſen nicht, wie wir als denkende Weſen angefangen haben; aber wir wiſſen eben ſo wenig, wie wir endigen werden. Mit unſrer jedesmaligen Individualität ſind wir immer nur die Produkte unſeres Zeitalters und unſerer Umgebung: hundert Jahre früher oder hundert Jahre ſpäter, wären wir etwas ganz anderes geworden. Was ſag' ich von hundert Jahren früher oder ſpäter? Oft entſcheidet ein weit kürzerer Zeitraum. Iſt es nicht, wer weiß wie oft, der Fall geweſen, daß eine einzige Entdeckung oder Erfindung die Geſtalt der Welt mit allen ihren Erſcheinungen in Künſten und Wiſſenſchaften verändert hat? Wie ſehr wir auch bereits entwickelt ſeyn mögen, dennoch liegt, vorausgeſetzt, daß das menſchliche Geſchlecht unzerſtörbar iſt, noch eine ganze Ewigkeit von Entwickelung vor uns,

welche nicht anders endigen kann als ſo, daß wir zuletzt zum Anſchaun der Urſache aller Erſcheinungen gelangen. Bis dahin muß noch ſehr viel ins Reine gebracht werden, was bis jetzt wenig oder gar nicht zu den Gegenſtänden unſeres Nachdenkens gehört hat. Ich behaupte, daß man über die allerwichtigſten Erſcheinungen der Geſellſchaft bisher gar noch nicht ſo tief gedacht hat, daß man einen Begriff von ihrer Nothwendigkeit hätte, und dahin rechne ich Regierungen, Regierungsformen, Juſtizverfaſſungen, Geſetzgebungen u. ſ. w. Die nächſten Jahrhunderte werden hierüber ganz andere Aufſchlüſſe geben, als welche wir bisher erhalten haben, und, von dieſem Augenblick an, werden die Regierungen einen ganz anderen Charakter annehmen, als ſie bisher gehabt haben. Ich müßte mich ſehr irren, oder das Regieren wird, im Verlauf der Zeit, durch die größere Theilung der Geſchäfte des Lebens, immer nothwendiger werden; indem dies aber der Fall iſt, muß es immer mehr aufhören, Sache des Gemüthes zu ſeyn, und immer mehr anfangen, Sache der Einſicht und Kunſt zu werden, bis man endlich dahin gelangt, daß die ganze Regierungsmaſchine eine Kraft bekömmt, wodurch ſie denjenigen über den Haufen wirft,

der ſie in Thätigkeit ſetzen will und es nicht verſtehet.

Meine Laufbahn betrachte ich als vollendet. Je mehr ich von der Welt begriffen habe, deſto ruhiger bin ich geworden. Frei von allen Hoffnungen und Befürchtungen werd' ich in den Mittelpunkt der Geſellſchaft zurückſinken, ſobald meine Stunde geſchlagen hat. Für meine Unſterblichkeit hab' ich hinlänglich geſorgt; ſie iſt in meinen Werken enthalten, die auf die Nachwelt kommen müſſen und als Entwickelungsſtoff gewiß nicht unbenutzt bleiben werden. Was verſchlägt es mir, daß dieſe meine Hülle untergeht, da mein Geiſt in der Geſellſchaft fortlebt und ſich ſchon bei meinen Lebzeiten in meinen Schriften von neuem eingekörpert hat? Ich habe es ſeit langer Zeit für den abgeſchmackteſten Egoismus gehalten, wenn man als Individuum fortzudauern begehrt, da die Fortdauer ſelbſt in ſich nothwendig iſt. Wer iſt denn jemals geſtorben? Nicht der Vater, nicht die Mutter; denn dieſe haben ſich in ihren Erzeugungen verjüngt. Nicht der Handwerker und Künſtler; denn ihr Handwerk und ihre Kunſt ſind auf Andere übergegangen, in welchen ſie fortleben. Nicht der Held und der Regent; denn die Formen, die ſie der Ge-

ſellſchaft gegeben haben, ſind dieſer geblieben und haben ſich im Verlauf der Zeit noch veredelt. Nicht irgend ein menſchliches Weſen, deſſen Kräfte jemals entwickelt wurden. Ramus war in ſeinen Spekulationen über die phyſiſche Welt auf den Grundſatz geſtoßen, daß nichts aus dem Mittelpunkt der Erde fallen könnte. Seine Idee iſt mir geblieben, und ihr analogiſch möchte ich den Grundſatz aufſtellen, daß nichts aus dem Mittelpunkt der Geſellſchaft fallen könne. Welchen Entwickelungen dieſe Geſellſchaft für die Zukunft unterworfen ſey, läßt ſich durch keinen endlichen Verſtand vorherbeſtimmen; genug, daß, da alle bisherigen Entwickelungen zum Vortheil derſelben geweſen ſind, auch die künftigen zu ihrem Vortheile ſeyn werden. Mehr als dieſer Ueberzeugung bedarf es aber nicht, um ſein Haupt ruhig niederzulegen und mit Freuden in die Grube zu fahren. Was mich betrifft, ſo habe ich in ihr mein Chriſtenthum wiedergefunden, indem ich zu mir ſelbſt geſagt habe: Das Weſen der Chriſten beſteht darin, ſich nicht zu iſoliren, ſondern die Geſellſchaft als den allgemeinen Entwickelungsgrund zu betrachten, der vor dem entwickelten Individuum da geweſen iſt, und nach ihm da ſeyn wird, dem es alſo um ſein ſelbſt willen die höchſte Achtung ſchuldig iſt. Der wahre Chriſt ſieht in der Geſellſchaft das All und in ſich ſelbſt einen atomiſchen Theil dieſes Alls.